Zeitschrift

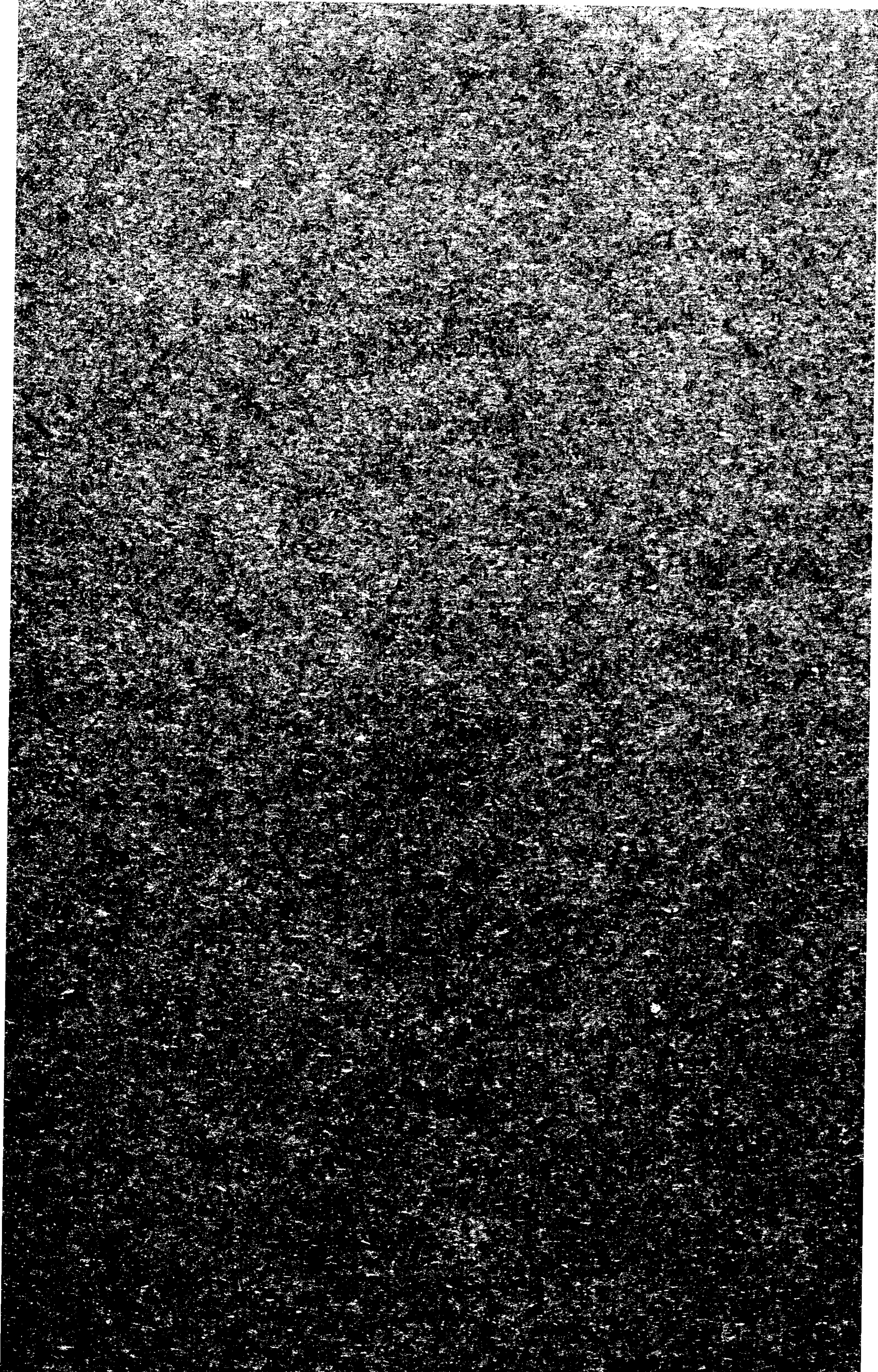
des

Westpreußischen Geschichtsvereins.

Heft 67.

Erscheint in zwanglosen Heften.

Danzig.
Kommissionsverlag Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.
1927.



Zeitschrift

des

Westpreußischen Geschichtsvereins.

Heft 67.

Erscheint in zwanglosen Heften.

Danzig.
Kommissionsverlag Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.
1927.

Schriftleitung:
Bibliotheksdirektor Dr. F. Schwarz in Danzig, Stadtbibliothek.

Druck von W. F. Burau, Danzig.

Inhaltsverzeichnis.

V. Abschnitt.

Warschau. 1796—1804.

Anhang.

Johann Jakob Mnioch.

Ein Beitrag zur ostpreußischen Geistesgeschichte.

Von

Dr. Wilhelm Neufeldt.

Vorwort.

Auf Johann Jakob Mnioch wies mich zum ersten Male Herr Professor Ziesemer; ich sollte seine Stellung zu dem jüngeren Freunde Zacharias Werner untersuchen. Während der Vorarbeiten wuchs in mir aber das Interesse an Mnioch, so daß ich mich zu einer selbständigen Behandlung seiner Persönlichkeit entschloß.

Er gehörte nicht zu den Großen, er hat nichts Abgerundetes geleistet. Und dennoch glaube ich, aus der Behandlung seiner Persönlichkeit etwas wieder zum Leben erweckt zu haben, was uns auch heute noch angeht. — Wir sind gewohnt nur einzelne Größen zu verehren und vergessen, daß in der stoßenden Kraft einer Welle eine noch größere Gewalt wohnen kann. Hier gibt es keine ruhende Spitze, nicht ein Höherbewerten einzelner Teile, hier ist alles Bewegung, Tod und Leben. — Was der Einzelne leistet, schafft er im Ganzen, und seine Geschichte wird zu einem Teile auch die seiner Mitbrüder sein. — Er hat die Richtung der anderen. —

Mnioch wurde aus innerster Not heraus in die romantische Bewegung getrieben. Die Behandlung seiner Persönlichkeit mußte daher irgendwie Neues für die Forschung, wie vor allem auch für den an den geistigen Problemen unserer Zeit Interessierten ergeben. — Der Hinweis auf Mnioch hat sich fruchtbar erwiesen. — Herrn Professor Ziesemer sei an dieser Stelle noch einmal mein großer Dank ausgesprochen. — Herrn Direktor Lockemann habe ich für die freundliche Unterstützung bei der Erforschung der Familiengeschichte Mniochs und für die Zustellung des im Anhang beigefügten Gedichtes zu danken, Herrn Willy Schmidt, Kl. Tippeln, für den Bericht über die Familie Jakob Mnioch und vor allem dem Westpreußischen Geschichtsverein für die Drucklegung dieser Arbeit.

Zölp, August 1927.

Wilhelm Neufeldt.

Erster Abschnitt.

Einleitung.

1. Kapitel.

Jeder Mensch ist wieder ein Anfang. Jedem ist es gegeben, wieder an den ursprünglichen Quell alles Lebens zurückzukehren. Der erste Mensch war nicht naiver und ursprünglicher als der der heutigen Zeit. Allein die Stärke seiner Sehnsucht, die Spannung zwischen ihm und dem gewollten Objekte entscheidet über die Zukunft seines Daseins. —

Der erste, der die ursprüngliche Kraft des Menschen wieder erlebte, war der Ostpreuße Hamann. Er überwand den Rationalismus und befreite den Menschen von der „göttlichen" Vernunft und dem Gesetze. Doch anstatt ihm zu folgen, stets unmittelbar in die Tiefe zu dringen, faßte man den Begriff der Ursprünglichkeit bald zeitlich auf und sah nur eine Unendlichkeit von Abhängigkeiten. —

Die Abhängigkeit eines jeden von seinen Vorfahren soll nicht geleugnet werden. Doch ist die Vergangenheit nur eines der bestimmten Objekte, die gleichsam mit dem Menschen geboren werden. Sie ist da; und insofern bestimmt sie auch seinen Weg. Dennoch bleibt ihm Freiheit genug, mit diesem Objekte zu ringen und auf seine Art fertig zu werden. Er kann es nutzen und zu einem Bausteine seines Werkes machen. —

Jeder hat seinen Gegenstand, seinen Feind; der Einzelne, wie das Volk. Wir im Osten haben den Slawen, den wir so nötig haben wie unser eigenes Leben. —

So habe ich Mnioch nur selten in historische Zusammenhänge eingereiht und seine Abhängigkeit von anderen Größen gezeigt. Ich habe versucht, den Kampf zwischen ihm und seinen Objekten wieder zum Leben zu bringen. Sie konnte er nicht wählen, denn sie wurden ihm mitgegeben. Die Auseinandersetzung mit ihnen ergab sein Leben und sein Werk, in Inhalt und Form. — Mnioch gehörte, wie sich aus der Arbeit ergeben wird, zur romantischen Bewegung, die noch immer nicht zum Stillstand gekommen ist. Vor dem Kriege erhob sich auf märkischem Sande der „Wandervogel"[1]), der nichts anderes wollte, als was die ersten Romantiker ersehnten. Nur war es keine literarische, sondern schon eine reine Gemeinschaftsbewegung, in der eine keinen Zweck kennende Jugend zum ursprünglichen Leben zurückkehren wollte. Der Bundesgedanken gehörte auch der historischen Romantik an. Für Zacharias Werner war die religiöse Gemeinschaft höchstes Ziel[2]). In ihr vollzog sich die Läuterung, indem sich der einzelne aufgab, um ganz in der Gemeinschaft aufzugehen. Was durch den „Wandervogel" ins Rollen kam, wurde durch den Weltkrieg zwar

auf neue Bahnen gewiesen, sucht sich aber heute wieder auf die verschiedenste Weise Geltung zu schaffen[3]).

Diese romantische Bewegung ist auf den ostdeutschen Siedelraum beschränkt. Dies erkannt zu haben, ist die Tat Joseph Nadlers[4]).

2. Kapitel.

Auch Mniochs Heimat ist alter Kolonialboden[5]). 1237 wurde Burg und Stadt Elbing vom Deutschen Ritterorden an dem schiffbaren Elbingflusse gegründet, „der den Drausensee mit dem Frischen Haff und damit auch mit der See verbindet"[6]). Der Landmeister Hermann Balk hatte einen ausgezeichneten Platz für das Schloß gewählt, das neben dem Marienburger als das schönste im Lande galt[7]). Bald nach seiner Erbauung „gründeten deutsche Ansiedler, besonders von Lübeck und Westfalen, nördlich an die Burg sich anschließend, die Altstadt Elbing"[8]). „Die überaus günstige Lage der Stadt führte bald zu einem lebhaften Handelsverkehr mit den Ländern an den Küsten der Ostsee, der Nordsee und des Atlantischen Ozeans. Jahrhunderte lang war Elbing daher Mitglied der deutschen Hanse. Der Wohlstand in der Stadt wuchs, und prächtige öffentliche und private Gebäude entstanden in ihr. Außer den beiden Rathäusern in der Altstadt und in der Neustadt und anderen städtischen Verwaltungsgebäuden hatte die Stadt einen Artushof, den Junkergarten und mehrere Schießgärten. Stattliche Kirchen und mehrere Klöster legten Zeugnis ab von dem regen kirchlichen Leben in der Stadt"[9]). Die Schlacht bei Tannenberg war auch für Elbing nicht ohne Folgen. Es mußte den Polen unter Jagiello die Tore öffnen[10]), kam aber im ersten Thorner Frieden an den deutschen Orden zurück, dessen Macht schon gebrochen war. Da er kein Verständnis für die Eigenentwicklung der Städte hatte, erhoben sich diese und machten sich mit Polens Hilfe selbständig. Die Elbinger Bürger zwangen 1454 die Besatzung des Schlosses zur Übergabe und zerstörten dieses „bis auf den Grund"[11]). Doch brachte diese Befreiung der Stadt kein Glück. Die dauernden Feindseligkeiten ließen Elbing verarmen. Im 2. Thorner Frieden (1466) fiel es an die polnische Krone, die die Stadt mit einem bedeutenden Gebiete ausstattete und ihr große Freiheiten ließ. Trotzdem begann eine neue Blüte erst, „als etwa 1580 englische Kaufleute in größerer Zahl hier eine Handelsniederlassung begründeten"[12]). 1628 fand diese glückliche Entwicklung ein Ende, als „der englischen Sozietät die ihr bisher gewährten Vorteile wieder entzogen wurden"[13]) Seitdem hatte Elbing unter dauernder Kriegsnot — Gustav Adolf bezog z. B. mehrere Male Quartier — zu leiden, bis es endlich 1772 bei der ersten Teilung Polens an Preußen fiel.

3. Kapitel.

Zu diesem Elend, das Elbing durchzumachen hatte, kamen noch religiöse Kämpfe, die seit der Reformation, der kaum von außen nennenswerter Widerstand geboten wurde, die Bürgerschaft zersplitterten. Der im Jahre 1525 zum lutherischen Glauben erfolgte Übertritt des Herzogs von Preußen und die

Niederlassung vertriebener niederländischer Protestanten begünstigten die Verbreitung des neuen Glaubens. „Seit der Passionszeit des Jahres 1558 wurde in der St. Marienkirche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt"[14]) und noch im Dezember desselben Jahres vom König die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes gestattet. So konnte sich der neue Glaube in der Bürgerschaft durchsetzen; die einzelnen Kämpfe — vor allem um die Kirchen — konnten ihm keinen Einhalt mehr gebieten.

Neben diesen beiden kirchlichen Richtungen traten bald noch andere auf. Unter diesen sind vor allem die Mennoniten zu erwähnen, „die sich bereits im Jahre 1550 in der Elbinger Neustadt niederließen und sich schon 1590 ein eigenes Bethaus errichteten"[15]).

Der Einfluß der Holländer ist nicht zu unterschätzen. So war Wilhelm Gnapheus, „der Reformator Elbings"[16]), der, 1493 im Haag geboren, infolge der Glaubenskämpfe hatte flüchten müssen[17]), der erste Rektor des 1535 gegründeten Gymnasiums. Gleichfalls Lehrer dieser Schule war der berühmte Amos Comenius, „dessen Ruf die Zöglinge von weither anzog"[18]). Bedeutende Gelehrte hoben also den kulturellen Stand der Stadt. Im übrigen beschränkte sich das geistige Leben auf die Bürgerschaft, die natürlich in erster Linie kaufmännisch interessiert war.

4. Kapitel.

Diese wurde von bestimmten vornehmen Geschlechtern regiert. Zugezogenen war es daher nicht leicht, sich Geltung zu schaffen. Der übliche und dankbarste Weg, den auch die Mniochs beschritten, war die Einheirat in eine der angesehenen Familien.

Der Stammvater der Mniochs[19]) war der Masure Jakob Mnioch, ein freier Cölmer Bauer in der Gegend von Hohenstein in Ostpreußen. Er schickte seinen einzigen Jungen in die Lehre nach Elbing. 1721 ging dieser Johann Mnioch über Danzig, Amsterdam nach Ostindien und kehrte 1724 reich an Erfahrungen als berühmter Mann nach Elbing zurück, wo er sich als selbständiger Kaufmann und Mälzenbräuer niederließ[20]). Seine Söhne Johann und Jakob heirateten Töchter aus den vornehmen Familien der Stadt. Jakob, der sich eine Peterson zur Frau nahm, erbte das Geschäft. Er war der eigentliche Begründer der Mnioch'schen Familie, insofern er der bedeutendste Kaufmann des Geschlechtes war, und seine Kinder die Tradition der Familie erbten und weiterführten. Von ihm befindet sich auch ein Erbbegräbnis auf dem St.-Annen-Friedhof. Johann, dessen Neigungen der Kaufmannsberuf nicht mehr genügte, wurde Notar. Er heiratete Maria Horn und war der Vater unseres Dichters.

Die Horns[21]) konnten ihren Stammbaum bis annähernd ins 15. Jahrhundert verfolgen. Sie vermehrten sich schnell und nahmen bald die angesehensten Stellen im Rate der Stadt ein. Durch Jakob, 1641 geboren, der eine Arzttochter heiratete, kam das Interesse für Naturwissenschaften in die Familie. Sohn und Enkel wurden ebenfalls Ärzte. Der 1697 geborene Jakob Horn hatte 6 Kinder, von denen uns die beiden jüngsten, Johann Jakob und Maria, die Mutter des Dichters, interessieren. Ihr begabter Bruder zog als Student der

Theologie nach Wittenberg[22]). Seine von Jugend an kränkliche Natur ließ ihn früh reifen. Er starb 23jährig an einem Blutsturze, der ihn während einer Vorlesung befiel. Rektor, Professoren und Kameraden lobten in langen Trauerreden und Gedichten seine Begabung, seinen Fleiß und seinen Charakter. Er selbst hatte auch einige Gelegenheitsgedichte gemacht[23]), die seinem frommen Wesen entsprachen. Der frühe Tod des Bruders machte auf Maria tiefen Eindruck; ihr ältester Sohn erbte Namen, Anlage und den schwachen Körper.

5. Kapitel.

Johann Jakob Mnïoch wurde am 13. Oktober 1763[24]) — nicht 1765 — geboren. Die Erziehung lag anscheinend ganz in den Händen der Mutter, die ihm eine sonnige Jugend schenkte. Herangewachsen, besuchte er das Gymnasium[25]), das damals unter dem Rektorate von Johannes Lange stand, der in seinen Rede-Uebungen zu den Geburtstagen des Landesfürsten schon Friedrich dem Großen huldigte. Während man in dem größten Teile der Bürgerschaft vor der Besitzergreifung Elbings durch Preußen (1772) „voll Abscheu . . . auf Friedrich II., seine Kriege und Eroberungen"[26]) blickte, und nichts mehr fürchtete, „als daß er eines Tages auch Elbing annektieren werde"[26]), änderte sich diese Anschauung sofort, als sich schon 1773/74 die Einkünfte der Stadt merklich besserten[26]). „Es begann eine neue . . . Epoche, vielleicht die glücklichste, die je dem alten Elbing beschieden gewesen ist, in der . . . das wirtschaftliche, kulturelle . . . Leben einen neuen Aufschwung nahm . . . und in der ein großer Monarch vorbildlicher Lehrmeister war, wie jeder sich in seinem Bezirk zu fühlen habe als Diener des Ganzen[26])." In dieser Übergangszeit wuchs der junge Mnioch auf, der also mit eigenen Augen die Bedeutung Friedrichs des Großen kennen lernte. — Die Schule hat er anscheinend bis 1783[27]) besucht. In diesem Jahre[28]) zieht er auf die Universität nach Königsberg, um Philologie zu studieren. — Währenddessen ist 1779 der Vater gestorben[29]), dessen Tod einen pekuniären Zusammenbruch der Familie herbeiführt. Das Studium konnte nur durch fremde Unterstützung durchgesetzt werden.

Zweiter Abschnitt.

Jena. 1785—1787.

6. Kapitel.

Über die Königsberger Zeit ist so gut wie nichts bekannt. Er hörte vor allem Kant[1]), den er damals nicht verstanden hat. Zwei Jahre konnte er ruhig studieren, als er vor den preußischen Werbern fliehen mußte[1]). Er wandte sich nach Jena, wo er 1785 erschöpft ankam[1]). Hier nahm sich Herder des jungen Landsmannes an. Er „brachte eine kleine Subskription für ihn zusammen"[1]), von der Mnioch 2 Jahre leben konnte. Als sie aufhörte, wandte sich Herder an den väterlichen Gleim[1]), der 10 Louisdor sandte, die Mnioch eine Reise nach

Livland ermöglichen sollten, wo er eine Hofmeisterstelle angenommen hatte[2]). Er fuhr aber nicht dorthin, sondern nach Halle, wo er bei dem Hauptmann von Hagen Hauslehrer wurde. — Zum nächsten Freundeskreis gehörten Faber[3]) und Schlichtegroll[4]), mit denen er gemeinsam den Musen huldigte[4]). — In Jena kam Mnioch zur ersten Entfaltung. Er gab 1786 seine ersten Gedichte, die „Oden eines Preußen"[5]) heraus, in die er auch einige seiner ersten Kindergedichte im Anhang aufnahm. Die Behandlung der „Oden" gibt aus diesem Grunde ein Gesamtbild bis zum Jahre 1786.

7. Kapitel.

Mniochs religiöse Entwicklung bis 1786.

Die Bibel[6]) und das Elbingische Gesangbuch[6]) bilden des jungen Mniochs erste Lektüre. Die Bibel liest das Kind zunächst „wie einen Katechismus"[6]), da es ohne Verständnis sich den Inhalt einprägt. Erst als es die Heilige Schrift zum zweiten Male einige Jahre später vornimmt, „gehen ihm die Augen auf"[6]). Ein bestimmtes religiöses Erlebnis ist bei dem Knaben nicht zu suchen. Die Eltern sind fromme Protestanten, die ihr Kind in strenger Gottesfurcht erziehen[7]). Sehr bald erkennt der kleine Junge Gott als den gerechten Strafer. Er ist nicht mehr der fremde ferne Mann mit dem langen Barte, den man nur fürchtet, sondern der Sühner einer Schuld. Von dem etwa 12jährigen haben wir einige Verse, die diese Gotteserkenntnis zeigen[8]).

Die ersten 5 Verse entsprangen konkreten Empfindungen, die der kleine Junge beim Gewitter und einer ordentlichen Tracht Prügel fühlte. Dann aber folgt die christliche Sentenz, still zu halten, die Züchtigung mit Geduld hinzunehmen, weil sie von Gott kommt, und Demut unsere Schuld vermindert. Mag auch etwas Altkluges aus den letzten Zeilen klingen, bloß übernommen sind diese Gedanken nicht. Das anklagende Brüllen des Himmels gegen die Schläge Gottes und darauf die Mahnung, sich Gottes Strafen zu fügen, weisen auf eine Überwindung des kindlichen Trotzes, der Auflehnung gegen die Eltern hin, die der Knabe als Gottes Stellvertreter auf Erden ansieht.

Diese religiösen Vorstellungen stammen aus der Zeit vor 1778. Von diesem Jahre an finden wir seine zur Veröffentlichung wert gehaltenen Gedichte in dem kleinen Bändchen „Oden eines Preußen" vereinigt. Sie erstrecken sich von seinem 15. bis zum 23. Lebensjahre.

In den Gedichten aus dem Jahre 1778 finden wir kein persönliches Verhältnis des jungen Mnioch zu seinem Gott. Er liest in dieser Zeit den Psalter und die Weissagungen aus dem Alten Testament[9]). Für seine Oden übernimmt er ganze Sätze aus dem „Propheten Jesaia" und ordnet sie den Gedichten ein.

> „Tröste, tröste mein Volk,
> Spricht euer Gott!
> Rede freundlich mit den Kindern Teuts."[10])

Der Name „Jehova" wird mehrere Male genannt[11]). Engel verkünden seinen Willen und helfen dem bedrängten Preußen, dessen Schicksal der Knabe

wie das des Volkes Israel darstellt[12]). Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Knabe den Gott des Alten Testamentes nur poetisch empfindet. Er ist auch der Gott seines Volkes. Die Preußen sind ein Volk wie die Juden, und Gott ist mit ihnen; er ist der Vater, der für seine Kinder sorgt, wenn sie gehorchen. Dieses patriarchalische Empfinden ist bei dem Kinde und der strengen Erziehung[13]) zu verstehen.

Durch die im Jahre 1778/79 eintretende Lektüre Ewald von Kleists[14]) und Gleims[15]) und die Wiederaufnahme des Horaz[16]) treten neue Motive in Mniochs Gedichten auf. Er singt jetzt von sammetnen weißwelligen Busen[17]), vom geistigen Rheiner[18]) und von Küssen und Trinken[19]). Statt des jüdisch-christlichen Gottes werden heidnische Götter besungen[20]). Diese bleiben rein poetisch. Im Alltag wird ihn sein alter Gott begleitet haben. Es mußte nur die Not dem jungen Menschen vor Augen führen, wie lächerlich abstrakt die Gleim'sche[15]) Welt war. In der Fremde[21]), nur auf sich gestellt, auf die Gnade fremder Menschen angewiesen, erlebte er zum ersten Male die Einsamkeit. Flehend bittet er „die Göttin Wiedererinnerung"[22]) „jene seligkeitstrunkenen Tage", die er „im Mutterschoß Elbings schuldlos fröhlich durchlebte", vor die Augen zu zaubern. Todesbilder[23]) umgeben ihn. Düster ist es um ihn her, Blitze durchzucken die Nacht, Regen und Hagel strömen auf ihn, der kein Dach über sich hat[24]). Alle Bemühungen sich aufzuraffen, sind vergebens. „Die Trübsal lastet schwer an meiner Seele Schwingen".

„O, ich irrender, hilfloser Jüngling!
Daß sie die Winde verwehen, sind meine Blüten erschienen."[25])

Der junge Student beginnt über sein Leben nachzudenken. Er kommt zu keiner Gewißheit von der sinnvollen Bedeutung seines Dasein, von Aufgaben, die er zu erfüllen hat. Und so leidet er unter der Armseligkeit seines Lebens.

„Jahre hab' ich durchweint,
Aber durchlacht? Nenne mir einer die Stunde!"[26])

„War der Schöpfung Zweck
Der Geschöpfe Qual?"[26])

Mnioch ist nicht in seinem Leide zerbrochen. — Sein reflektierender Verstand fand stets einen Ausweg und täuschte ihn über seine inneren Nöte. Einmal hätte er aufbrechen müssen, einmal zu Ende leiden, und er wäre ein anderer geworden. Er fand nicht den Mut, vielleicht auch nicht den Weg dazu, der ihn aus der rationalistischen Sackgasse hätte führen können. —

Sein innerstes Gefühl verbarg er schamhaft und feige, denn so gebot es die göttliche Vernunft. Sie konnte die Menschheit beglücken, den einzelnen betrog sie um sein Leben. Sie machte ihn arm und falsch. — So war es auch bei Mnioch. — Man nehme z. B. das Gedicht, das er in der Nacht seiner „Geburtsstunde" am 13. Oktober 1783 gedichtet hat: große Worte von Not und inneren Qualen und plötzlicher Wandlung zu innerer Ruhe. Trotzdem wirkt die Ode nicht; die Not fehlt. —

Daß dennoch ein gewisser Ernst über Mnioch gekommen ist, daß er wieder fester an den Gott seiner Kindheit glaubt, ist nicht abzustreiten. Er sieht nun das Leben als den Vorhof an, durch den wir zum Allerheiligsten, zum Anschauen Gottes gelangen[26]); er glaubt an die Unsterblichkeit seines persönlichen Ichs.

„Ich werde sein, wenn schon Jahrhunderte
Weh'ten über mein Grab dahin . . . ."[27])
„Dann Seele wirst du noch sein,
Dann Gott! dann bin ich noch Ich!"[27])

So verläuft seine religiöse Entwicklung, vom Jahre 1778 (bzw. einige Jahre früher) bis 1786.

8. Kapitel.

Preußen das auserwählte Volk.

Preußen ist das auserwählte Volk, das einzige männliche unter den Völkern Europas[28]). Wie im Alten Testament verkehrt Gott durch seine Engel und Propheten mit seinem Volke[29]). Er nimmt Anteil an den Geschicken Preußens und läßt es durch seinen Cherub trösten, als die Not zu groß geworden ist[28]). Die schreckliche Zeit ist vorüber. Sie war nur ein Traum. Menschen und Tiere versöhnen sich untereinander.

„Das ist der Tag des Herrn!
Der Tag des Friedens, wann die Völker
Nur einen König kennen über sich
Und einen Vater nur und alle Brüder sind."[28])

„Friedrich."

„Friedrich" ist zunächst der Auserwählte, ein Engel, der Mund und Arm Gottes[30]). Er ist neben Gott das Höchste.

„Gott sang er und Friedrich,
Und die Himmel schwiegen . . ."[31])

heißt es von Kleist, als er im Himmel vom Frieden hört.

Das alttestamentliche Gewand verschwindet allmählich. Vom Ende des Jahres 1778 beginnt die Lektüre Kleists[32]) und Gleims[33]) zu wirken. Der König wird flüchtig in den anakreontischen Gedichten erwähnt[43]). Wenn die Trinkerschar vom edlen „Rheiner"[35]) begeistert ist, sollen Friedrichs herkulische Taten[35]) besungen werden. Meistens wird aber der König und das Vaterland in selbständigen Gedichten[36]) behandelt, die zur selben Zeit wie die anakreontischen verfaßt werden[37]).

In jenen sieht der Knabe den König schon natürlicher. Friedrich hat durch seine Taten sein Jahrhundert so gehoben, daß alle folgenden unter ihm stehen werden[38]). Für das beste Jahrhundert gab Gott den besten König[38]). Durch seine Tätigkeit verwandelten sich Disteln in Rosen. Wo der Wind über Sandkämme blies, grünen jetzt Saaten[39]). Der Bauer darf sich endlich mit dem Gefühle sattessen, morgen auch noch Brot im Schranke zu haben[39]). Diese glückliche Wand-

lung verdanken die Menschen Friedrich, „dem einzigen“[40]), „dem Genius Deutschlands“[41]).

Kenntnis sozialer Verhältnisse.

Der Knabe glaubt, ein Recht zu haben, diesen erhabenen Monarchen besingen zu dürfen.

„Denn ich bin s e i n e s V o l k e s S o h n!“
„Wir gaben ihm die Krone, die Er trägt,
Wir ihm sein Schwert in seine Hand:
Wir sind die Kron' auf seinem Haupte,
Wir sind das Schwert in seiner Hand!“ —[42])

Die ganze Ode hindurch betont der junge Mnioch die Beihilfe des Volkes an dem großen Siege des Vaterlandes. Im Kampf für das gemeinsame Vaterland stehen alle Preußen zusammen. Der glühende Blick des zu Tode getroffenen Kriegers macht die anderen zu Brüdern und Helden. Ihr Mut wird verdoppelt und ihre gemeinsame Tapferkeit vernichtet die Feinde[43]).

Doch der sozialen Trennung von Reich und Arm im täglichen Leben ist sich der Jüngling bewußt. Er stellt auch einen Wertunterschied auf, nur daß dieser ethisch und nicht politisch bedingt ist. In ihrem Überfluß empfinden die Reichen keine Freude mehr[44]). Ihre Ernährung ist ihnen zu selbstverständlich geworden, als daß sie ihrem Gotte gegenüber noch das Gefühl des Dankes haben könnten. Nur wer täglich sich sein Brot erst erarbeiten muß, weiß dem Schöpfer für seine Güte Dank. Darum kehrt die Freude nur in die Stube des „Arbeiters“[45]) ein.

Mniochs Abneigung gegen die herrschende Klasse, den Adel ist groß. Der Jüngling wertet und mißt die Menschen nach seinem ethischen Empfinden. Wer dieses verletzt, ist sein Feind.

Nationales Empfinden.

Auch für sein Volk sieht er nicht so sehr politische als vielmehr ethisch-nationale Aufgaben. Vaterland ist nicht nur die Heimat; alle Preußen gehören zu ihm, die den Willen haben, Prutenien zu dienen. Die Wirkung der straffen Erziehung der preußischen Untertanen durch ihre Könige zum Staate ist an dem Knaben zu merken. Für Schiller[46]) war Vaterland stets sein liebes Schwabenland, nicht aber Württemberg. Mniochs Vaterland ist für diese Zeit das Preußen Friedrichs des Großen, das ihm aber im Wesentlichen aus den östlichen Provinzen zu bestehen scheint. Denn es kommt vor, daß er das Spreeland Prutenien lobend gegenüberstellt, wenn er die Sänger seiner Heimat mit denen an der Spree vergleicht[47]). Zu Deutschland gehören die Länder an der Elbe und Donau[48]), wo die Dichter wie Nachtigallen singen, während Prutenien nur brüllende Löwen erzieht. Mnioch tut das sehr leid. Er tröstet sich aber in dem Gedanken, daß die Preußen dafür Taten vollbracht haben, die der Verherrlichung wert sind[49]). Sein nationales Empfinden äußert sich ferner in seinem glühenden Haß gegen die Franzosen und in der Geringschätzung anderer Fremdstaaten. Jegliche Grotte soll in Deutschland zerstört werden, „worin

Frankreichs Widerhall wohnt"[50]). Alles, was der Natur widerstrebt, ist für Mnioch von gallischem Gifte durchseucht[51]).

Haß gegen den katholischen Priesterstand.

Noch größere Gefahren drohen Preußen von den katholischen Priestern[52]). Wenn Friedrich gegen sie nicht mit brutaler Gewalt vorgeht, werden die Völker bald wieder im Dunkeln wandeln; Luthers Weg soll er weiterschreiten und endlich zum Kampfe aufrufen, den Mnioch sich begeistert ausmalt.

„Wir stehen schon am Thron des Meßgewandlers,
Und unsere Schwerter achten nicht des Schlüssels,
Der Mördern selbst den Himmel öffnen soll.
Hinan den Thron, denn sinken soll der Thron,
Und sinken soll der Papst und nicht mehr sein."

Gegen die klerikale Absonderung des katholischen Priesterstandes geht des jungen Mniochs Haß. Es darf nicht sein, daß die Priester weltliche Fürsten werden, die doch Gott in Knechtsgestalt dienen sollen. Es soll kein Land geben, „wo nicht der Christ zum Menschen Bruder spricht". Die Bruderliebe ist des jungen Mniochs hohes Ideal. Er ist Preuße und Protestant[53]). Das erklärt vieles für die Zeit seiner Jugend.

9. Kapitel.

Gesamter Inhalt der Oden. Einteilung in drei Gruppen.

Drei Gruppen lassen sich in den „Oden eines Preußen" inhaltlich unterscheiden. Zur ersten[54]) gehören Oden, in denen Gesichte, Dank- und Lobpreisungen- Ansichten und Forderungen, die an Friedrich, das Vaterland, an Fremde und Freunde, auch an personifizierte abstracta gerichtet werden, enthalten sind. Die zweite Gruppe[55]) bilden die anakreontischen Gedichte. Die Oden, die zur dritten[56]) zu rechnen sind, zeichnen sich durch ihren Realismus und ihren persönlichen Charakter aus.

In formaler Hinsicht zeigen die Gedichte des ersten und zweiten Buches — Mnioch nennt sie Oden — zu wenig Unterscheidungsmerkmale, als daß eine formale Einteilung möglich wäre. „Ode" ist eine sehr allgemeine Bezeichnung, die Mnioch von Klopstock übernimmt. Viele Gedichte des ersten und zweiten Buches sind als Hymnen gedichtet worden, welche Mniochs Temperament und Charakter entsprachen. Man könnte annehmen, Mnioch habe, ohne weiter darüber zu reflektieren, alle Oden als Hymnen gedichtet, da die Gedichte bis auf wenige Ausnahmen Bestandteile aufweisen, die an den Hymnencharakter der ersten Jugendgedichte erinnern. Auf jeden Fall geht eine bestimmte Entwickelung innerhalb der Gedichte von der reinen Hymnenform[57]) bis zu ihrer Auflösung durch Einbeziehung fremder inhaltlicher Bestandteile[58]) Da also die Form der Gedichte mehr oder minder konstant bleibt und ihre Änderung sich durch Aufnahme neuer Stoffkomplexe vollzieht, schien die inhaltliche Gruppierung der Oden angebracht.

Erste Gruppe.

Die erste Gruppe ist die fundamentale. Zu ihr gehören die Gedichte der Kindheit, und aus ihr findet auch der Übergang zu den Werken des reifen Mannes statt. — Der Knabe sucht in seinem Drange nach Verehrung einen Helden, an dessen Taten er sich berauschen kann. In seiner Begeisterung verlangt er Teilnahme bei anderen Menschen[59], oder er fühlt sich von vornherein in seiner Verehrung mit ihnen einig[60]). Dann spricht er in der Mehrzahl. Mnioch ist kein Lyriker. Er bleibt nicht mit seinem Erlebnis für sich, sondern wendet sich zuerst nur mit seiner Begeisterung, später auch mit seinen Ansichten und Forderungen, die allgemeinen Charakter tragen, an Freunde und Fremde. Den Helden findet der Knabe in Friedrich. Seine Phantasie schmückt ihn mit ethischen Tugenden der Einsicht, Gerechtigkeit und Friedensliebe[61]). So entstand die Hymne des jungen Mnioch. Ihr eigentliches Motiv, die persönlichen Heldentaten treten bald zurück, um zunächst der Verehrung seines Vaterlandes Prutenien Platz zu machen[61]). Durch Klopstock lernt er Deutschland-Germanien kennen[61]). Nach den alten Göttern und Gesängen sehnt er sich, die früher an den Ufern des Rheins von den Barden gesungen wurden[62]). Der Gesang ist ihm so heilig geworden, daß er selbst in vielen Oden gefeiert wird[63]). Damit ist etwas noch Unpersönlicheres als es das Vaterland ist, in die Gedichte hineingekommen. Eine Menge Oden ist zwar an einzelne Personen, Freunde oder ihm bekannte Privatpersonen gerichtet. Von ihnen selbst erfahren wir aber nichts. Das Persönliche beruht nur noch in der Widmung. Der objektive Inhalt, der meist eine Sentenz, ein guter Ratschlag oder eine Ansicht Mniochs ist, hat das lebendige Verhalten und damit den für die Hymne notwendigen Schwung unterdrückt. In O I,4 gibt er z. B. Freunden gute Lehren auf den Weg mit. Die Höhen des Lebens seien schwer zu erklimmen, weil die Pfade klippig und steil seien. In anderen Gedichten besingt er abstracta wie „die Freude" und „die Natur".

In den anakreontischen Gedichten wendet sich Mnioch zwar auch an Freunde, die er zum Trinken und Küssen auffordert, oder wie in O I,9 an den Gott der Begeisterung, Bacchus selbst. Diese Gedichte sind aber wegen ihres andersartigen Inhalts in der zweiten Gruppe vereinigt. Ähnlich liegt es mit Gedichten der dritten Gruppe, die auch in den einzelnen Teilen Hymnencharakter aufweisen, die aber andererseits wegen ihrer langatmigen Reflexionen, realistischen Beschreibungen und ihres persönlichen Charakters nicht mehr Hymnen zu nennen sind.

2. Gruppe.

Die anakreontischen Oden verdanken ihre Entstehung einer Modeströmung. Horaz[64]), Gleim[65]) und Ewald von Kleist sind ihre Paten. An dieser Gedichtgattung hat sich Mnioch etwa bis 1782 begeistert. Vergleicht man diese Gedichte mit den anderen des ersten und zweiten Buches, so merkt man, wie übernommen und fremd sie dem Charakter Mniochs gewesen sein müssen.

Trotz der Inhaltslosigkeit läßt sich auch in den anakreontischen Gedichten eine Entwicklung feststellen. Die Ode „An meine Freunde"[67]) trägt noch Züge,

die aus dem Alten Testamente entlehnt sind. Der König — ohne ihn geht es auch in diesem Odenkomplexe nicht — wird mit dem guten Hirten verglichen, der

„. . . aus den Klauen des Löwen
Dem wehrlosen Lamme sein Erbteil“[67])

rettet. Doch aus dem König ist „Vater Friedrich“ geworden, der aus dem Felde heimgekehrt ist. So ist es berechtigt … auf „Harfen“ und „brausenden Flügeln“ „harmonischen Fingertanz“ zu beginnen, „die lockigen Scheitel mit Myrthen“ zu bekränzen und „den hohen weißwelligen Busen“ des Mädchens mit Rosen zu umschatten“[67]). Zur selben Zeit, in der er patriotische Hymnen an den König richtet, die der Würde des Themas entsprechen, wird „Friedrich“ auch in den geschmacklosen anakreontischen Gedichten verherrlicht. In ihnen lebt die horazische Welt, die ins Sentimentale[68]) übertragen ist.

An den anakreontischen Liedern ist alles fremd und übernommen: die Stimmung, die Bilder und die Form. Eine kleine Entwicklung zeigt O I,20. Sie ist „im Ende des Herbstes 1780“ entstanden. Dieses Gedicht wirkt nicht so oberflächlich wie die früheren, weil die Aufforderung zum Trinken durch das schlechte Wetter, das Mnioch realistisch beschreibt, motiviert ist. Die ersten 14 Verse unterscheiden sich angenehm von den unwahren früheren Gedichten.

„Wie melancholisch ängstlich rings umher
Die Witt'rung auf der toten Erde ruht!“[69])

Diese Verse zeigen zum ersten Male Interesse an der Natur, an dem, was in ihr vorgeht. Mnioch hat aus seinem Fenster die Luft und die Erde an einem nassen trüben Herbsttage betrachtet und gemerkt, wieviel Leben in der Landschaft ist. Er sieht und horcht, was um ihn vorgeht.

„In schwarzem Flor verhüllt die Sonne sich,
In Schnee — und Hagel — Meeren stürzet schier
Der ganze Himmel auf die Welt herab.
Horch, wie der Sturm am Horizonte rollt
Die Fensterladen pochen an die Wand,
Die Fenster zittern. — Hu, wie schaudert mich!“[69])

In der Ode[70]), die er an seinen Freund T… an einem Wintertage im Jahre 1782 richtet, merkt man den weiteren Fortschritt im Beobachten der Natur. Wie schon in der vorher zitierten Ode der Schauplatz nicht mehr antiker Boden ist, keine Nymphen und Götter mehr auf „sammetnen Rasen“ tanzen, ist auch in diesem Gedichte der Stoff aus seiner Umgebung genommen. Am Schlusse folgt wieder der übliche Ruf zum Trinken und die herkulischen Taten Friedrichs zu besingen. Der konventionelle anakreontische Trinkton ist bis auf einige kleine Veränderungen geblieben. Doch der Raum ist aus der häuslichen Umgebung genommen[70]).

Vergleicht man die beiden zuletzt angeführten Oden[71], so ist ihre Andersartigkeit zu merken. Sie besteht in der Aufnahme von kurzen Naturbeobachtungen, die zwar den Gedichten zum Vorteil gereichen, andererseits zur Über-

windung des anakreontischen Inhaltes beitragen. Auf Mnioch stürmen in dieser Zeit[72]) neue Gedanken ein, die ihn allmählich die Hohlheit der falsch empfundenen antiken Welt erkennen lassen.

Die Naturbeschreibungen in O I,20 und 7 hemmen den Schwung der Sprache. Man vergleiche den Rhythmus der ersten 14 Verse in O I,20 mit den folgenden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese dem Ohre angenehmer klingen oder künstlerisch wertvoller sind. Im Gegenteil, O I,20 und 7 sind viel natürlicher und lebendiger durch die eingeschobenen Naturbeobachtungen geworden, die den anderen anakreontischen Oden[73]) noch fremd sind. Naturbeschreibungen, wie Mnioch sie benutzt, gehören nicht in eine Hymne hinein. Als solche sind aber alle anakreontischen Gedichte gedacht, da Mnioch sich stets letzten Endes begeistert an seine Freunde, um sie zum Trinken aufzufordern, oder an den Gott der Begeisterung, Bacchus selbst wendet.

Dritte Gruppe.

Den Charakter der dritten Gruppe machen zwei Merkmale aus: ihr Realismus, der sich schon in der zweiten Gruppe zu entwickeln begann, und ihr persönlicher Erlebnisgehalt. Beide Merkmale stehen zueinander in Beziehung.

Als Mnioch die Universität in Jena bezog, mußten sich schon aus dem Ortswechsel heraus fremde Einflüsse ergeben. Es ist anzunehmen, daß er auf der Reise und später in Jena selbst mit Männern zusammenkam, die teils selbst Neues geben oder es wenigstens vermitteln konnten. Zudem ist ein junger Mensch, der zum ersten Male in der Fremde lebt und nur karg zu essen hat, ganz anders empfänglich, als jemand, der sich in einer sicheren Lebensstellung befindet. So konnten Herder[74]), Young[75]) und Ossian[76]) entscheidend auf Mnioch wirken. Durch sie wurde er auf die Natur und das wirkliche Leben gewiesen. In seinen Betrachtungen kommt er auch zu sich. Denn religiöse Zweifel zwingen ihn, sich über sein eigenes Ich Gedanken zu machen[74]). So entstehen zum ersten Male Gedichte, in denen er selbst mit seinem Leid und seiner Freude und seinen Gedanken im Mittelpunkte steht.

Daß den Oden der ersten und zweiten Gruppe der persönliche Charakter fehlt, dürfte hinreichend aus den angeführten Beispielen hervorgehen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Merkmale der dritten Gruppe, mit dem Realismus. Beim oberflächlichen Lesen möchte man sein Vorhandensein schon in der ersten Gruppe annehmen. In ihnen wie auch in den meisten Gedichten der zweiten Gruppe ist aber der Stoff entweder phantastisch verarbeitet[78]) oder ganz der Phantasie[79]) entlehnt. Des Knaben Liebe zu Friedrich[80]) ist echt, doch der König selbst eine Idealgestalt[81]). Auch die häufig eingeschobenen Bilder sind kein Beweis, daß der Knabe bis 1780 irgendwelches Interesse für die Außenwelt hatte[82]). Die in diesem Jahre entstandene O I,20 und die zwei Jahre später folgende O I,7 bilden den Übergang zur dritten Gruppe, in der der Realismus ein charakteristisches Merkmal wird, da er durch die traurigen Erlebnisse Mniochs in den Jahren 1783/84[83]) eine besondere Steigerung erfährt.

In der O II,4 bittet er die „Göttin Wiedererinnerung" ihm „jene seligkeitstrunkenen Tage", die er im Mutterschoß' Elbings schuldlos fröhlich durch-

lebte, vor die Augen zu zaubern. Er denkt an den Garten, den Spielplatz, an die Sträucher, in denen er „Verstecken" spielte, an die Laube, die an zwei astreichen Buchen hing, und an sein einfaches Abendbrot, an „rote" Erdbeeren in „schimmernder" Milch. Anders sieht er auch die Natur. Jetzt glaubt man ihm seine Liebe zu ihr.

„O, ich gedenke noch der sinkenden Sonne,
Wie sie die Fluten der Elbing glühend hinabsank"[84]).

Wenn auch der konventionelle Ton nicht vollständig geschwunden ist, so ist sein Heimweh doch innig und wahr empfunden.

In O II,16 ist der Stil noch charakteristischer geworden, da Mnioch die Eigenart einer Fichte wiederzugeben versucht. Die Farbenepitheta werden jetzt zur Charakterisierung benutzt, während die früheren in der idealen Natur, etwa in der O II,10, nur eine sprachlich-dekorative Bedeutung haben.

Mniochs erstes großes Naturerlebnis ist der Sonnenaufgang, den er am 16. Juni 1784 auf einem Berge bei Danzig erlebt[85]). Die Natur hat alles Ideale verloren. Das Auge verfolgt trotz einzelner begeisterter Ausrufe genau das Auftauchen der Sonne.

Mnioch sieht sich alleine auf einem Hügel[86]). Vor ihm, unten im Tale, liegt die Stadt, auf welcher der Nebel so schwarz wie der Rauch des Brauherdes ruht. Die schlafende Natur kommt plötzlich in Bewegung, denn die Sonne wirft ihre ersten Strahlen aus. Diese erwärmen die Nebel und setzen sie in Bewegung. Sie zerreißen an der Spitze des Kirchturms und verteilen sich, bis sie vergehen. Nun kann die Sonne unbehindert das Tal beleuchten. Mnioch ist geblendet von der Schönheit der Farbe.

„Wie glänzen die bräunlichen Dächer der Stadt,
Wie flimmern die Knöpfe der Türme!
Hier brennt das Grün der Gefilde,
Dort schimmern die jungen Hügel
In ihren Regenbögen!"[85])

Doch die Ode wirkt nicht nur durch die genaue Beobachtung, die Buntheit der Farben und die eigene Begeisterung, sondern vor allem auch durch die geschickte Verteilung der Bewegung. Man hat dadurch ein stets wechselndes Bild vor Augen.

Diese Lebendigkeit im Bilde vermißt man leider in den O II,3 und 7, die 1783 entstanden sind. Beide Gedichte handeln von seinem Tode. In O II,7 beschreibt er peinlich genau den Akt des Todes und die Bestattung des Leichnams.

„Wie wird mir sein, . . .
Wenn mein Gebein sein Lager nicht mehr fühlt,
Der Puls verstummt, in jeder Ader
Das Blut gerinnt,
Todeskälte mich überströmt . . .
Und weiß wie ein Marmorbild, ich daliege? . . .[87])

In dieser Art geht die Beschreibung fort bis der Sarg in die Erde gelassen wird und Erdklöße und Menschenknochen auf ihn hinabrollen. Mnioch versucht kein unpassendes Wort zu setzen, um den Tod möglichst furchtbar zu schildern. Die Wirkung tritt aber nicht ein, da er in der Ausmalung seines Todes zu weit geht.

Mniochs reflektierende Natur läßt kein echtes poetisches Produkt entstehen. Das wird sich aus späteren Schriften noch mehr ergeben. Daß aber die Oden der dritten Gruppe persönlichen Erlebnissen erwuchsen, ist zu deutlich zu erkennen[88]), als daß es sich lohnte, näher darauf einzugehen. Es sei noch auf das 7. Kapitel hingewiesen, in dem über die religiösen Kämpfe Mniochs gesprochen wurde, die ihn zu sich führten und damit zur Entstehung der dritten Gruppe beitrugen.

Wunderbar ist nur, daß der junge Mnioch kein einziges lyrisches Erlebnis hatte. Sollte er während der ganzen Jugendzeit kein Mädchen geliebt haben? In zwei Gedichten wird ein Mädchen Lina erwähnt[89]). Davon richtet sich das eine persönlich an sie[90]). Somit könnte man O I,18 als lyrisches Gedicht bezeichnen, wenn es nicht so episch-erzählend[91]) gehalten wäre. Ob aber diese Liebe irgendwelchen tieferen Einfluß auf ihn ausgeübt hat, läßt sich aus dieser Ode nicht ersehen.

Seine Kämpfe mit sich und Gott haben den Jüngling zum Manne reifen lassen. Er hat sich jetzt von vielen schädlichen Einflüssen befreit und es wird sich zeigen, ob er stark genug ist, eigene Wege weiterzugehen. Zum Schluß seien an dieser Stelle seine letzten Worte aus der „Nachrede" der Oden zitiert: „Ich lasse andern den Horaz und den Virgil und alle Römer gern und wohne bei meinem Ossian, und bei meinem Jesaias und Hiob. Den letzten hat mir Herders Geist der hebräischen Poesie zu sehr ans Herz gelegt: aber bloß nachahmen werd' ich nie mehr[92 93])."

Dritter Abschnitt.

Halle. 1767—1789.

10. Kapitel.

Im Jahre 1787[1]) ging Mnioch nach Halle, um sich dort als Hauslehrer sein Geld zu verdienen. Zunächst erhielt er eine Stellung bei dem Hauptmann von Hagen[2]). Als Lafontaine, sein guter Freund, 1789 aber eine Feldpredigerstelle annahm und mit dem General von Thadden, dessen Sohn er unterrichtet hatte, ins Feld zog[3]), siedelte Mnioch ins Generalshaus über[4]). Lafontaine hatte Mnioch für diese Hallenser Zeit viel zu danken.

1786 kam der zu Braunschweig geborene 28 jährige August Lafontaine nach Halle. Er verstand es bald, einen Kreis junger literarisch begabter Freunde um sich zu sammeln, zu denen auch Mnioch gehörte. Als die „vorzüglichsten" Mitglieder dieses Zirkels zählt Gruber[5]) Fülleborn, Gräter, Maaß und Mnioch auf. Später gesellte sich ihnen Ersch zu. „Nachdem man eine Zeit-

lang bei freundschaftlichen Zusammenkünften sich über literarische Gegenstände unterhalten hatte, wie es der Zufall gab, tat einer den Vorschlag, in diese Unterhaltungen Plan zu bringen, um sie noch anregender zu machen. Der Vorschag gefiel, und es wurde sogleich jedem das Fach angewiesen, in welchem er mündlich Vorträge halten oder schriftlich Beiträge liefern sollte. Fülleborn übernahm die klassische Literatur, Maaß die Philosophie und Ästhetik, Mnioch die deutsche Literatur, Lafontaine die französische, englische und italienische, Ersch Erdkunde, Politik und Geschichte[5])." Gräter, von Klopstock und Herder beeinflußt, griff zur nordischen Mythologie und Literatur[6]). „Seine „Nordischen Blumen" sowie mehrere Gedichte und Aufsätze Mniochs[6]) verdankten dieser Gesellschaft ihre Entstehung. „Lafontaine selbst würde ohne diese Gesellschaft vielleicht nie als Schriftsteller aufgetreten sein[7])," meint Gruber in seiner Lebensbeschreibung. Auf Mnioch übten Lafontaine und Gräter den größten Einfluß aus. Jener war ein ganzer Kerl[8]). Allem stets schlagfertig gewachsen ging er nie zu weit und schonte seinen Gegner. Feld und Wald, Tiere und Menschen reizten ihn mehr als theologische Kollegs. So eignete er sich bald erstaunliche psychologische Kenntnisse an, die ihm eine große Macht über seine Mitmenschen verliehen. Stets hilfsbereit, ein geborener Pädagoge, nahm er sich des jüngeren Mnioch an und opferte ihm, „der gar kein Arges daraus hatte, daß seine allzu große Unbesorgheit seinen Freunden oft große Sorge verursachte[9]), seine vom Buchhändler schon empfangenen Honorare." „Lafontaine sorgte für ihn wie ein Vater und ein zärtlicher Bruder, und freute sich eben der Zeit, wo es ihm selbst fehlte, daß jenem nichts fehle[9])." Aus diesem Verkehre erwuchsen Mnioch die neuen Anregungen, so vor allem seine eigenen psychologischen Erfahrungen, die später in der Elegie „Wallina und Millona" zur Anwendung kamen.

11. Kapitel.

Das Jahr 1789, in dem Mnioch die „Gedichte[10])" herausgibt, ist ein neuer Markstein in seiner Entwicklungsbahn. Im ersten Abschnitt hatte ich sein Verhältnis zu den verschiedenen Stoffkomplexen dargestellt, aus denen die Verschiedenheit der neu einzuschlagenden Wege zu ersehen war. Ich hatte seine Stellung zu Gott, zum König und Prutenien und den Wunsch, sein erster Sänger zu sein aufgewiesen; zudem zeigte ich in den folgenden Kapiteln die Entwicklung, die sich innerhalb der drei Stoffkomplexe, den angeführten drei Gruppen vollzogen hatte.

In dem Gedichtbande, der drei Jahre nach den „Oden" erscheint, den „Papillons"[11]) und den vorhergehenden kleineren Werken[12]), tritt nicht ein Neues, Unvorhergesehenes auf, vielmehr ein Verdichten, ein Zusammenziehen dessen, was der junge Mann in seinem Sturm und Drange, der sehr bescheiden auslief, sich angeeignet hatte. Die immanente Entwicklung von der Hymne zu ihrer Auflösung durch den Realismus und den persönlichen Erlebnisgehalt, den beiden Merkmalen, die die dritte Gruppe auszeichneten, diese immanente Entwicklung, die in ihrer Art einen künstlerischen Fortschritt bedeutete, setzt sich in den folgenden Werken Mniochs nicht weiter fort.

Nach den letzten Worten der „Nachrede[13])" hätte man annehmen können, Mnioch würde seinem Landsmann Herder folgen. Sein pathetischer Ausruf, er würde nie mehr bloß nachahmen, ließ schließen, daß er Herders Ruf „zum Ursprünglichen" verstanden und bejaht hätte. Doch dem ist nicht so. Wie ein zarter Windhauch war der Geist Herders, der aus ihrer gemeinsamen Heimat kam, an dem jungen Menschen vorbeigeweht und hatte ihn kurze Zeit ahnen lassen, was ein Dichter sei. Bald war dies Erlebnis vorüber. Er lernte Johann Jakob Engel[14]) kennen und wurde sein eifriger Nachbeter. Gottsched'scher Geist dominiert und stößt den jungen Mnioch auf den neuen Weg. — Herder ist abgelehnt.

Es gilt jetzt die Schriften zu behandeln, die nach der Herausgabe der „Oden" bis 1789 erschienen sind. Im Mittelpunkte wird der nächst den „Oden" geschlossenste Band, Mniochs „Gedichte", stehen. Ferner sind die „Papillons", eine mit Freunden herausgegebene Sammlung von Erzählungen, Dialogen und Gedichten wichtig. Sie erschienen in zwei Bänden zu Halle 1788/89.

In diesen drei Jahren hat sich in Mniochs Stellung zum Leben eine deutliche Veränderung vollzogen, die in seinem Charakter mitbedingt ist. Im siebenten Kapitel vermochte ich eine religiöse Stellungnahme zu Gott aufzuweisen, vor allem in der ersten Jenaer Zeit, als er sich einsam fühlte. — Von inneren Kämpfen ist jetzt nichts mehr zu merken. An Stelle des fernen Gottes tritt der Mensch mit seiner Vernunft. In den „Gedichten" haben wir erst Andeutungen von ihrem Siege. Das eigentliche System gibt Mnioch ein Jahr später in der Neujahrslitanei für das Jahr 1791—1800, die er noch 1790 schrieb.

12. Kapitel.

Mniochs neue Theorie.

Gleich aus dem ersten Gedichte, das „an die Grazien[15])" gerichtet ist, ist Mniochs neue Theorie herauszulesen. — Nach ihr ist höchstes Ideal der harmonische Mensch. — Die Menschen, die sich endlich von theologischen Spitzfindigkeiten befreit glaubten, bildeten von sich ein konstruiertes Ideal, das der Vernunft, der absoluten Richterin, gemäß sein sollte. Der tatsächliche Mensch hatte dem Idealbilde gerecht zu werden.

Wie die Erfahrung lehrt, setzt er sich aus zwei sich aufhebenden Trieben, der Sinnlichkeit und der Vernunft zusammen. Sie, die eigentlich schon an sich vernünftig sein, also auch die Sinnlichkeit bejahen müßte, vermag diese nur zu vergewaltigen. Die Vernunft, die das unbedingt Moralische will und fordern muß, will die Begierden aufheben und umgekehrt wollen diese die Vernunft vernichten. Da muß ein Drittes helfen. In dem Gedichte ist es das „Blumenseil der Anmut", das sowohl die eiserne Vernunft wie die tobenden Begierden besänftigt. So wird die Harmonie, die auf mechanischer Grundlage basiert, hergestellt. Mnioch übersieht, daß die Vernunft, die das Ethische fordert, sich unbedingt durchsetzen müßte. Es darf für den ethischen Menschen — und für einen solchen würde sich Mnioch ohne Frage erklären — keinen Kompromiß geben. Der aber schwebt Mnioch nicht als Wunschbild vor. Nicht der einseitige

ethische Mensch, sondern der gleichmäßige, ausgeglichene, harmonische Mensch soll erstrebt werden. — Diese Ausführungen über Mniochs Theorie mögen vorläufig genügen.

An Stelle individueller Beziehungen zu Gott und dem Leben ist die verallgemeinernde Vernunft getreten. Der Kunst Mniochs werden wieder alle individuellen Kräfte entzogen, die er nach der Lektüre Herders und der Engländer in sich hatte aufsteigen fühlen. Aber auch das Temperament, seine persönliche Neigung zum verehrten Gegenstande — sei es der König, sei es das Vaterland — müssen zu Gunsten einer ausgeglichenen Stimmung gedämpft werden. Der Enthusiasmus bedeutet eine zu große Gefühlssteigerung, eine Überschreitung der von der Vernunft gesetzten Harmoniegrenze. So lautet die Theorie. Er selbst kann aber die alten temperamentvollen Töne nicht entbehren, vor allem nicht in den Gedichten[16]), die er bis auf kleine Veränderungen aus den „Oden" übernimmt und die aus der jugendlichen Begeisterung zu Friedrich entstanden sind. In diesem Falle muß eine andere Theorie den nötigen Grund stellen. Der Enthusiasmus ist aus didaktischen Gründen erlaubt, oft sogar notwendig. „Dem Enthusiasmus für eine böse Sache muß man nicht immer nur gelassene, kalte Philosophie; — zuweilen auch Enthusiasmus entgegensetzen. Freilich ist das Gegengift, selbst Gift . . .[17])." — So ist aus dem wirklichen religiös-ethischen Mnioch in der Theorie ein Ästhet geworden.

13. Kapitel.

Stellung zum König.

Analog wie sich sein Verhältnis zu Gott geändert hat, ist auch seine Stellung zum großen König anders geworden. Zwar sind noch einige Gedichte in diesem Bande an König Friedrich gerichtet[18]), doch merkt man jetzt eine Vorliebe für den Neffen[19]) heraus. Friedrich in seiner Härte und Unbedingtheit, in seinem krassen Realismus zu verstehen, war Mnioch und der größte Teil der anderen ihm verwandten Dichter nicht imstande. Friedrich Wilhelm ist eine andere Natur. Er lenkt sein kühnes Volk mit seinem Lächeln, wie

„eines allmächtigen Gottes Hand
an zarter Blumenkette . . . . ."[20]) den Löwen führt.

Dieser König ist die Kraft, die die polaren Gegensätze in gleichmäßiger Spannung hält. Schon an diesem realen Falle ist die Verkehrtheit der rationalistischen Theorie Mniochs zu erkennen. Das Leben, das keine Harmonie kennt, schuf in Friedrich dem Großen einen trotz aller mannigfaltigen Begabung doch einseitigen politischen echten Menschen, während der Neffe als Herrscher eine zweifelhafte Rolle spielte. Man könnte nach Mniochs Vorstellungen von einem König annehmen, er habe dunkel Schillers ästhetischen Staat vorausgeahnt.

Heimatliebe.

Da die Tugenden des Königs ähnlich wie in den Oden besungen werden, gehe ich darauf nicht näher ein. Wichtiger zu erwähnen ist Mniochs noch immer große Liebe zur Heimat. Er bedauert es, daß der Königsberger Königspalast[21])

fern von Friedrich Wilhelm „auf seinem kleinen Hügel verlassen" dastehe, daß der Pregel vergebens mit „tausend Wimpeln und Segeln", welche die „Spree nicht wehen läßt", den König nach seinen Ufern lade.

Abschwächung des Enthusiasmus.

Seine scharfen Worte gegen den Katholizismus finden wir in dem 7. Gedichte wieder. Der Inhalt ist derselbe geblieben wie in O I,17. Nur klingt, wie es von Mnioch beabsichtigt ist, der Enthusiasmus schwächer und künstlicher. Für dieses wie für das 3. Gedicht gelten nach Mnioch die oben zitierten Anmerkungen über die Berechtigung des Enthusiasmus. Den Gedichten wird durch sie der eigentliche Wert, das persönlich-ehrliche Verhalten des Dichters zum Stoffe genommen.

14. Kapitel.

Die drei Gruppen.

Wie schon in den „Oden" die einzelnen Gruppen in einander übergingen, so muß dies in den folgenden Werken noch mehr der Fall sein. Andererseits haftet den Gruppen doch etwas Konstantes an, da die Stoffwahl Mniochs wie die jedes Dichters beschränkt ist. In den Oden war die Gruppierung so deutlich, weil hier die verschiedenartigen Gedichte der wichtigen Entwicklungsspanne von der Kindheit zum Manne bunt zusammengetragen waren. In den folgenden Schriften zeigen die Gedichte schon die glättende Feile, die alle individualisierenden Kanten abschleifen will. Das wird die dritte Gruppe am stärksten betreffen. — Eine Menge Gedichte sind infolge der Armut Mniochs teils mit kleinen Veränderungen in den „Gedichten" oder den „Papillons" wieder aufgenommen worden.

Erste Gruppe.

In der ersten Gruppe haben wir zunächst die patriotischen Gedichte, die schon erwähnt wurden. An sie schließen sich aus den „Papillons" die Bardengesänge[22]) und die „Weissagung[23])" an, die ihre Entstehung dem Verkehr mit Gräter verdanken. Die „Weissagung" wendet sich, wie O II,6 an den, der kommen wird. Hermann und Luther soll er heißen,

„denn er wird Ketten zerbrechen,
und lehren freundliche Weisheit"[24]).

Von ihm handelt das Gedicht aber weniger als vielmehr von seiner Mutter und seinem Werden. Sie wird kitschig und die Empfängnis lüstern und süßlich dargestellt. Die Betonung seiner nationalen Empfindungen, seiner Abneigung gegen Frankreich, und die Erwähnung von Goethes „Götz" erhöhen deshalb die Antipathie gegen dieses Gedicht. Seine Instinktlosigkeit hat Mnioch einen großen Streich gespielt. Die Bardengesänge sind einem Schauspiel „Hermann und Thusnelda" entnommen, von dem die ersten beiden Akte im dritten Band der „sämtlichen auserlesenen Schriften" 1799 erschienen sind. Die Gesänge heißen „Wodans Gesang", „Gesang für die, welche in der Schlacht bleiben

würden“ und „Angriffsgesang“. In der Nacht kurz vor dem Hauptangriff beginnen die Barden auf verschiedenen Hügeln ihre schauerlichen Gesänge, welche die Feinde in Furcht und Zagen, und das Heer der Deutschen in Zorn und Wut setzen sollen. Diese Bardengesänge sind verfehlt. Mnioch, der selbst kaum aus sich herausgehen konnte, vermochte noch weniger sich in alte Zeiten hineinzufühlen, obwohl dies ein Gebot ihres Kreises war. Ihm fehlt die Kraft der sinnlichen Sprache. Schlechte Prosa gibt er in diesen Bardendithyramben.

Von Gedichten, die noch zur ersten Gruppe gehören, heben sich nur noch Gedicht 1[25]) und 29[26]) hervor. Von ihnen besprach ich „Die Grazien“ schon in ihrer Bedeutung für Mniochs Theorien. Gedicht 29, das an die Weisheit gerichtet ist, lehnt sich im Motiv an O II,5 an. Das junge Mädchen bedeutet nicht die Allerkenntnis, sondern die gütige Göttin, die fröhlich auf Feld und Wiese mit den Kindern spielt. Sie will geliebt, nicht angebetet sein. Das Liebliche, Liebenswürdige wird in diesem Gedichte höher als die starre Vernunft geschätzt. Das könnte beinahe ein Widerspruch in Mniochs jetziger Einstellung sein. Doch er konnte das Innige nie missen und behielt es immer im Auge.

Zweite Gruppe.

Die zweite Gruppe machten im ersten Abschnitt die anakreontischen Gedichte aus. In der Entwickelung des Odenbändchens sah es so aus, als ob diese Gruppe verschwinden würde. In den „Gedichten“ taucht sie verjüngt wieder auf. Gerade, weil das Individuelle verbannt wurde, konnten sich diese leichten Gedichte wieder in den Vordergrund schieben. Die Gedichte 5 und 8 sind aus O I,7 und O II,10 übernommen worden. Die „Trinker“, die dasselbe Motiv wie O II,9 haben, sind zu ihrem Vorteile verändert worden. Dieser Dichtgattung, die schon an und für sich keinen persönlichen Inhalt hat, kommt die Feilung zustatten. „An Chellonis“[27]) nennt sich ein hübsches Gedicht, das ein französisches Vorbild hat.

„Der Liebe Glück
Ein Augenblick;
Der Liebe Leid
Währt eine ganze Lebenszeit“[28]).

Zu den weiteren erwähnenswerten Gedichten gehören die acht Rundgesänge, von denen zwei[29]) im ersten Bande, die anderen sechs[30]) im zweiten Bande der „Papillons“ stehen. Sie wirken frisch und echt, weil Mnioch in ihnen seine eigenen Empfindungen wiedergibt, ohne Schöntuerei und ohne gesuchte Motive. Der gedämpfte fröhliche Ton, der Wechsel der Stimmen und der sichere Reim geben dem Ganzen Abwechselung und Leben. Ehrlich gesteht er ein — im Gegensatze zu den anakreontischen Gedichten — daß ihm die Nüchternheit beim Mahle gefalle.

„Es lebe, wer der Nüchternheit
Sein Mahl und seinen Becher weiht
Im Kreise trauter Freunde“[31]).

Aus diesen und folgenden Versen spricht der wirkliche Mnioch:

„Denn nicht Tokays, nicht Hochheims Glut
Im leuchtenden Pokale, nicht Indens Wohlgeruch und Blut
In einer güldenen Schale; — —
O, was die Augen nicht allein,
Was Herz und Seele soll erfreuen,
Muß Herz und Seele haben!“[31])

Der „Maigesang“[32]) ist geradezu lyrisch zu nennen. Humor und Fröhlichkeit wetteifern, die Verse lebendig zu machen. Der geschickte Wechsel des Rhythmus erhöht die Wirkung. Mnioch war musikalisch. Seine Vorliebe für Kantaten rührt aus dieser Neigung her[33]).

Die Rundgesänge drücken ein sorgenloses einfaches, aber heiteres Leben aus, wie wir es bei Claudius finden. —

Dritte Gruppe.

Ein immer wieder durchbrechendes lyrisches Motiv ist Mniochs große Heimatliebe und die Erinnerung an die verlorene Kindheit. In zwei Gedichten[34]) gedenkt er mit Wehmut seiner Vaterstadt Elbing.

„Hast du auf ewig
Mein vergessen; auf ewig
Meinen Klagen dein Ohr, und ach dein Herz
Meinem Kummer verschlossen!“[35])

Sein ewiger Kummer scheint den Grund in ihm selbst zu haben. Vielleicht ist er von Kindheit an schwermütig gewesen; denn ein Druck lastet auf dem jungen Menschen, der ein Erbteil seines verstorbenen Onkels Johann Jakob Horn sein kann. Trotz der vielen Freunde in Jena und Halle kann sich Mnioch in diesen Städten nicht heimisch fühlen.

„Und ich wandle
Einsamen Weg! Ich wandle
Schon vergessen, oder nie gekannt
Allein durch eine Welt!“[36])

Wie die eigene Mutter wird er die Stadt Elbing, trotzdem er sich von ihr vernachlässigt fühlt, nie vergessen. Diese Zurücksetzung wird zwei Jahre später, 1787 noch einmal aufgenommen[37]). In diesem Jahre feierte Elbing im September sein 550-jähriges Jubiläum. Gerne weilte er in den Jubeltagen auch in der Heimat. Es muß ein glückliches Fest gewesen sein, weil durch die Besitzergreifung Elbings durch Preußen die Notlage behoben ist. Minoch freut sich, daß die Stadt in ihrem Glück die Armen nicht vergessen hat.

Elbing hat seinen Dichter nicht geehrt; niemand weiß von dem treuen Sohne, der früh in die Fremde zog und seiner Vaterstadt in Leid und Kummer gedachte.

Seine Jugendliebe Lina oder Wallina, wie sie in den „Gedichten" heißt, taucht wieder auf.

„An Lina"[38]) ist schon in den „Oden"[39]) enthalten. Leider hat Mnioch in die neue Fassung einige unnötige Reflexionen eingeschoben, die die Stimmung und den Rhythmus stören. Gelungen ist ihm nur ein lyrisches Gedicht „An Lafontaine"[40]).

„Wir haben alle einen Weg
Und tragen eine Bürde —
Der Weg ist lang, die Bürde schwer,
Und allzubald wird's Abend.
Freund, laß uns miteinander gehn,
Daß wir den Weg versingen!
Kannst du ein Liedchen, lehr es mich;
Ich lehre dich das meine."

Auch in diesem Gedichte herrscht eine wehmütige Stimmung vor. Es ist so, als wenn der junge Lehrer wüßte, daß er früh sterben werde. Ist das die Schwermut des Ostpreußen, sein masurisches Blut? Das grundlose Leid, an dem wir alle tragen, ist die wiederkehrende Melodie seiner Seele. Ähnliche traurige Motive durchziehen die Elegie „Die Erinnerung"[41]), die in den „Papillons"[42]) von 1788 mit geringfügigen Veränderungen unter dem Titel „Wiedererinnerung" abgedruckt ist. Sie steht in dem ersten Bande mit drei anderen Elegien zusammen, von denen „Wallina und Millona" besonders zu behandeln ist. Diese Elegien sind aus Bestandteilen der ersten und dritten Gruppe gebildet worden.

Durch die Schriften Engels wird jetzt Mnioch in seinem Bestreben, den Stoff zu objektivieren, noch mehr gestärkt. Zunächst schwächt Mnioch das Persönliche in der „Wiedererinnerung". Das Persönliche, Lyrische soll zu Gunsten des gedämpften, abgeklärten, gleichmäßigen Tonfalles verschwinden. Das erreicht Mnioch am besten in der großen Elegie „Wallina und Millona"[43]), die am Schluße der „Gedichte" abgedruckt ist.

Wallina und Millona.

Sie hat mehrere Veränderungen erfahren, ehe sie die letzte Fassung erhielt. In den „Papillons" ist die Elegie ihr schon sehr angenähert. Nur fehlen in dem Briefe an Lafontaine die Anmerkungen des Verfassers und im Gedichte die eingeschobenen erklärenden Bemerkungen des beobachtenden Dichters. Sonst ist das Gedicht bis auf unwesentliche Änderungen dasselbe geblieben. Ich halte mich daher nur an die Fassung, die in den „Gedichten" vorliegt. — Statt eines Vorberichtes stellt der Dichter, wie er es gerne tut, einen langen Brief an seinen Freund Lafontaine an den Anfang. In ihm wird uns eine allgemein gehaltene ästhetische Abhandlung über das lyrische Gedicht gegeben, die in ihren Hauptprinzipien sich an den Popularphilosophen Johann Jakob Engel[44]), den Lehrer der Brüder Humboldt und Friedrich Wilhelms III. anlehnt. — Zunächst gebe ich eine kurze Darstellung der Elegie.

Semon, ein schwärmerischer Jüngling, weilt allein an einem Bergesabhang. Mit toten Blicken schaut er die Gegend an, die im Abendlichte vor ihm liegt, bis er übermüdet in tiefen Schlaf fällt. Der aufgehende Mond weckt ihn und sein altes Leid wieder auf. Er liebt zwei gleichwertige Mädchen verschiedener Art, Wallina, die in ihrer unberührten Keuschheit ihn zu Tränen rührt, und Millona, ein stolzes herbes Mädchen, mit der er dem Tag entgegenjauchzen möchte. Ihre Gestalten tauchen abwechselnd auf und kämpfen um Semons Gunst. Er vermag sich nicht zu entscheiden, so daß er sich nur den Tod als einzigen Ausweg wünschen mag. — Zwischen die einzelnen Monologe Semons schieben sich des Dichters psychologische Erklärungen und Darstellungen der sich verändernden Natur ein.

Wallina ist seine Elbinger Gespielin Lina[45]), an der er mit rührender Liebe hängt. Eine klare Vorstellung hat Mnioch von dem Mädchen nicht mehr. Nur ihr weicher Schatten ist in dem Gedichte aufgefangen. Daß sie irgendwie als Erlebnis im Mittelpunkte steht, ist abzulehnen. Mnioch kam durch die Affäre eines Jenenser Studenten[46]), der eine „doppelte Liebschaft“ gehabt hatte, zum Stoffe der Elegie. Sie ist demnach kein lyrisches Gedicht, da der Dichter zu ihr in einem objektiven Verhältnis verharrt. Und das gesteht der Dichter in dem Briefe an Lafontaine auch unumwunden und stolz ein.

Zunächst versucht er zu beweisen, daß das lyrische Gedicht entweder nicht wahr sei oder keinen Zweck habe[47]). Man sieht schon aus dieser Folgerung, von welchen verkehrten Voraussetzungen Mnioch ausgegangen ist. Wichtig ist aber dennoch, daß er auch kein lyrisches Gedicht geben will, weil er sein Unvermögen, ein echtes lyrisches Gedicht zu geben, unbestimmt fühlt. Die erste Fassung sollte rein lyrisch gehalten sein. Doch der Dichter merkte, daß er dem Erlebnisvorgange Semons zu fern stehe. Mnioch schreibt: „Das Gedicht sollte rein lyrisch sein: der von Liebe geplagte, sollte durchweg sich so anstellen, als müßte er allein aus Bedürfnis seiner Seele, aus Bedürfnis der jetzigen Empfindung, seinen geheimen Kummer in diesem langen Klageliede verlautbaren: und doch war er so ungeschickt, durch ausführliche Beschreibung seines Herzeleides, sich es überall merken zu lassen: er wisse wohl, daß hinter ihm, etwa im Gebüsch, ein Paar Leser stehen, die von seiner Qual gern eine recht vollständige Notiz haben möchten[48]).“ Das soll heißen, daß Mnioch nicht imstande ist, Semon unmittelbar sprechen zu lassen, weil Semon und in ihm der Dichter ein Publikum voraussetzen. Es gelingt dem Dichter, erst wieder einen wahren Ton zu treffen, als er aus dem rein lyrischen Gedichte eine Darstellung macht. Der Dichter gibt wieder, was er vor sich sieht. Jetzt steht er hinter dem Gebüsch und betrachtet Semon, dessen Seelenvorgang er entwickelt. Damit ist jeder Verdacht, ein gewollt lyrisches Gedicht zu liefern, beiseite geschoben, und der Dichter kann ein ehrlich empfundenes Gedicht in der für ihn geeigneten Gattung geben. Diese Beschränkung ist ein Fortschritt in Mniochs persönlicher und künstlerischer Entwickelung. — Das sind die subjektiven Momente, die hervorzuheben, wichtig waren. — Ich komme jetzt zum Kunstwerk.

Zum ersten Male rollt sich in einem Mniochschen Gedichte ein psychologischer Prozeß ab. Diese Bereicherung seiner Erfahrung läßt den Schüler

Lafontaines erkennen. Während in den „Oden“ von psychologischen Verwicklungen noch nichts zu merken ist, soll „Wallina“ und „Millona“ geradezu ein psychologisches Gedicht sein.

Der Realismus, der sich in den letzten Gedichten der Preußenoden zu entwickeln begann, ist einer verfeinerten Objektivierung des Stoffes gewichen. Auch die Sprache ist sorgsam für den bestimmten Zweck geglättet, „die süße Melodie elegischer Gesänge“[49]) zu treffen. — Die letzte Fassung des Gedichtes ist schon nach festen Regeln und Zwecken umgebaut worden. Sie gilt es, jetzt zu entwickeln.

Das Gedicht hat sich nach der Regel zu richten. Diese verkehrte Voraussetzung, die Gottschedschen Geist atmet, erklärt den Zwiespalt, in dem sich Mnioch mit seiner Theorie und dem vorliegenden Gedichte zwischen der ersten und letzten Fassung befand. Das Gedicht sollte nach Mniochs Absicht, — nicht aus dem selbstverständlichen Gefühle heraus — lyrisch sein. So hätten sich von vornherein bestimmte Regeln für die Ausarbeitung des Gedichtes ergeben müssen. In der ersten Fassung übersah er sie. Erst die Lektüre Engels[50]) machte ihn auf die spezifischen Merkmale der einzelnen Dichtgattungen, vor allem des lyrischen Gedichtes aufmerksam.

„Wenn dieses Wahrheit haben soll, so kann es nichts weiter enthalten als den Ausdruck der Empfindung, der dem Empfindenden aus inneren Gründen (zur bloßen Erleichterung) notwendig ist; und dieser Ausdruck wird für eine zweite Person, — die hier der Leser ist —, nichts mehr sein als ein bloßes Zeichen der gegenwärtigen Empfindung . . .[51])“ Das (rein) lyrische Gedicht darf also nur subjektive Empfindungen des Empfindenden (Ausrufe, Seufzer), keine Reflexionen, Beschreibungen, Darstellungen oder andere Kunstmittel aufweisen. Andernfalls verstößt es gegen das Gesetz und wirkt unwahr. Aus dieser naturalistischen Voraussetzung kann Mnioch zu dem Schlusse kommen, „die rein lyrischen Gedichte sind entweder nicht wahr oder sie haben keinen Zweck“[47]).

Das Ziel des lyrischen Dichters ist, den Leser oder Zuhörer zu rühren. Das erreicht er mit dem rein lyrischen Gedichte nicht, da es mit seinem Gefühlsüberschwange den derben Menschen zum Kraftgenie oder Empfindler macht, den kultivierten Menschen aber abstößt. Für diesen kommt eigentlich nur die lyrische Epistel und das Gebet in Betracht. In diesen Dichtgattungen soll von den Dichtern seiner Zeit und „überhaupt von den Dichtern jeder verfeinerten und ebenso sehr denkenden als fühlenden Nation mehr, als im Fache der rein lyrischen Poesie gearbeitet werden“[52]). Lyrische Epistel und Gebet gehören nach Mnioch nicht mehr zur rein lyrischen Dichtung. Er unterscheidet theoretisch streng das rein lyrische Gedicht von dem, das schon andere Bestandteile aufweist, wie Reflexionen, Mitteilungen usw. Diese nicht mehr rein lyrischen Gedichte liegen Mniochs Art am nächsten. Denn hier fühlt er sich als Dichter ehrlich.

Mnioch, der sonst in den Bahnen der Rationalisten wandelt, leidet als Dichter unter der psychologischen Trennung von Dichter und lyrischer Person;

doch hat er nicht den Mut und das Vermögen, natürlich zu sein, die Welt als fühlender aufnehmender Mensch zu gestalten.

Dies war eins von den vielen Verhängnissen, geradezu ein Fluch des rationalistischen Menschen, daß zwischen ihm und der Welt, zwischen Künstler und Stoff eine unüberbrückbare Kluft herrschte. Erst die Stürmer und Dränger hatten den Mut, sich dem Leben hinzugeben, sich selbst als Leben zu fühlen. So konnten sie wieder eine Einheit von Künstler und Stoff schaffen, wie sie im höchsten Grade in Goethe und seinem Werk erreicht wurde.

Mnioch würde niemals zugegeben haben, daß auch psychologische Gründe bei der Bevorzugung der nicht rein lyrischen Gedichte vor den rein lyrischen mitgesprochen haben. Denn für ihn gilt nach dem Muster der Popularphilosophen die Vernunft als einziger Leitstern. Nach ihrer Theorie hat sich auch der Dichter zu richten. Sie kann nur das Planmäßige, die schon geordnete Welt verstehen und billigen. Darum muß alles ethischen Zwecken unterworfen sein. Der Utilitarismus gehört auch zu den Schädlingen des 18. Jahrhunderts, die die Kunst vergewaltigt haben. So muß auch das lyrische Gedicht seinen eigenen Zweck haben, es muß den Menschen rühren. An Stelle einer immanenten Kunstkritik werden die ethischen Wirkungen auf den Menschen gewertet. Das rein lyrische Gedicht versagt. Der primitive Mensch, dessen untere Seelenkräfte den oberen noch nicht untergordnet sind, wird entweder zu einem Empfindler oder Kraftgenie werden, der Kulturmensch sich angewidert abwenden. So ist es für Mnioch selbstverständlich, daß er sich unter diesen Umständen, die ihm nach den angeführten Untersuchungen sehr sympatisch sind, sich an die Epistel und das Gebet hält. Theorie und Trieb vermengen sich in diesem Falle.

Betrachten wir zum Schlusse des dritten Abschnittes noch einmal die Entwicklung der drei Gruppen, so läßt sich sagen, daß die Hymne als die Grundform Mnioch'schen Erlebens geschwunden ist. Hätte Mnioch sein Herz jung gehalten, wäre er Herders Ruf zum Ursprünglichen gefolgt, so hätte er vielleicht in sich die Kraft zur Hymne erhalten können. Sie wäre seiner Eigenart, ein Publikum, Menschen vor sich haben zu müssen, an die sich sein Gefühl wendet, genau so nachgekommen wie die Epistel, für die er in diesem Zeitraum nach der Lektüre Engels besonders eintritt. — Eigentlich hätten die drei Stoffkomplexe als solche von vornherein verschiedene Formen erhalten müssen. Dazu war aber Mnioch nicht begabt genug. Eine einseitige ethische Natur, konnte er nicht ein Erlebnis in sich ruhen lassen, um es dann in der Einheit von Erlebnis und Form von sich zu geben. Die Hymne war die Grundform für seine ersten Erlebnisse, die ihrerseits nicht lyrisch, sondern ethisch-religiös bedingt waren. Bei den anakreontischen Gedichten kann man von einem Erlebnisse nicht sprechen. Sie entsprangen dem Zeitgeschmack. Doch auch sie wurden in der Anlehnung an Horaz meistens an Fremde gerichtet. Die Gedichte der dritten Gruppe im zweiten Abschnitt zeigten dann Faktoren, die einschneidend wirkten. Sie schufen zum ersten Male lyrische, innerlich erlebte Motive; daher lösten sie auch am stärksten die ursprüngliche Form auf. Wäre Mnioch in Herders Bahnen fortgeschritten, so wäre für diese Gruppe eine neue Form geboren worden, und

Mnioch hätte sich zum reinen Dichter gewandelt. Diesen großen Schritt vermochte er nicht zu machen. Er zog sich wieder in sich zurück und baute die Kräfte aus, die sich in den Gedichten der ersten Gruppe zeigen, so die Tendenz, auf die Menschen einzuwirken und den Stoff immer mehr zu objektivieren. Die beiden anderen Gruppen übten aber ihrerseits einen dauernden Einfluß aus, wie überhaupt alle drei Gruppen sich befruchten. So erhalten die anakreontischen Gedichte kleine individuelle Züge, so entstehen die Rundgesänge aus Tendenzen der zweiten und dritten Gruppe, und die große Elegie „Wallina und Millona" weist Bestandteile aus allen drei Gruppen auf. Sie ist in ihrer Einheit und Geschlossenheit das beste Gedicht der neuen Epoche und muß als Endziel der Entwicklung von 1786—89 gelten.

Vierter Abschnitt.

Neufahrwasser. 1789—1796.

15. Kapitel.

1789 nahm Mnioch in Neufahrwasser, der Hafenstadt Danzigs, die an der Weichselmündung liegt, eine Rektorstelle an[1]). Neufahrwasser war damals nichts anderes als ein angebauter Flecken zum Aufenthalt für die Offizianten der westpreußischen Accise- und Zolldirektion und eines Provinzialkomtoirs der Seehandlung[2]). Mnioch hatte hier eine Schule, die hauptsächlich für die Söhne der Offizianten, „deren Zahl sich über 40 belief"[3]) einzurichten. Die Leitung hatte er bis zum Schlusse der Schule inne, die 1793 erfolgte, als Danzig preußisch wurde. — Um auch den Töchtern der Honoratioren eine angemessene Erziehung zu gewähren, erbot sich Mnioch „zu einer Privatunterweisung derselben, mit Hilfe eines Nebenlehrers, nachdem bereits die Hofmeister einzelner Familien entlassen"[4]) waren. An diesem Unterrichte durfte auch Maria Schmidt, die Tochter einer armen Witwe, teilnehmen. Einige Jahre später wurde sie Mniochs inniggeliebte Frau, die ihn von neuem in der Heimat verwurzeln ließ. Doch das sollte nicht so schnell geschehen. — In der Vorrede der Neujahrslitanei von 1791[5]) (1790 geschrieben) gedenkt er mit Wehmut der zurückgelassenen Freunde in Halle und Jena. Seine Worte an sie sind noch ernster geworden, denn er hat erfahren, daß die Menschen nur sich in den anderen lieben[6]). Mit Eifer geht er an den praktischen Unterricht, der leider für ihn zu schnell abgebrochen wird, als Danzig preußisch wird. Er zieht dorthin, da man ihm die Leitung einer Privatschule überträgt[1]). In dieser Zeit lernt er Fichte kennen, der in der Nähe Danzigs bei dem Grafen Krockow als Lehrer wirkt[7]). 1796 wird Mnioch aus seinen kümmerlichen Verhältnissen befreit, indem er als Assessor bei der Lotteriedirektion in Warschau angestellt wird[7]).

Von neuen Werken entstehen nur die „Kleinen vermischten Schriften", die 1794, „zwei Gebete für eine aufgeklärte und gebildete christliche Gemeinde", die 1795 erschienen, und die „Neujahrslitanei" von 1791, die umgearbeitet in jenem Sammelband aufgenommen wurde. Diese Litanei enthält Mniochs philo-

sophisches System, so daß sie von größter Bedeutung für seine Entwicklung von 1789—96 ist. In den sämtlichen auserlesenen Schriften, Bd. 2, taucht sie mit einigen unmerklichen Veränderungen noch einmal auf. Ich habe sie aber in diesem Abschnitte behandelt, da in ihn ihre Entstehung fällt. — Zitiert wird — wenn nichts besonderes angezeigt wird, aus der Litanei von 1794 in den „Kleinen vermischten Schriften".

16. Kapitel.

Das System.

Ich komme zu seinem philosophischen System. Der Mensch setzt sich aus Vernunft und Sinnlichkeit zusammen[8]). Diese verkörpert die Begierden und Leidenschaften, die zu den unteren Regionen des Seelenlebens gehören. Gelangen sie zur Herrschaft, so wird der Mensch zerstört. Zur Vernunft verhalten sich die Begierden wie der Lehrer zu seinen Kinden. Er ist zwar ihretwegen da, doch sie müssen ihm gehorchen[8]). Der Vergleich Mniochs stimmt nicht, da die Kinder wirklich ein Gut bedeuten, für das der Lehrer sich einsetzen kann und muß, während die Sinnlichkeit nach Mnioch eigentlich nur etwas Negatives darstellen darf. Jetzt muß auf folgendes geachtet werden: Ist die Sinnlichkeit nur negativ, so muß sie von der Vernunft überwunden werden. Es läge kein Grund zur Schonung vor. Mnioch würde es zugeben, und dennoch wird die Sinnlichkeit heimlich — anders kann man es nicht nennen — bejaht, in Hinsicht ihrer Notwendigkeit zum Begriffe der Schönheit. Zwei Ziele schweben Mnioch — ihm wurden sie nicht gewahr — in seinem Systeme vor: die Vernunft (in ihrem moralischen Menschen) und die Schönheit (in ihrem ästhetischen Menschen). Diese soll im System subordiniert, nur Mittel sein und wird am Ende zum Endzweck menschlichen Strebens erhoben.

Begriff der Vernunft.

Was bedeutet und will die Vernunft? Da allein sie das Göttliche im Menschen darstellt[9]), wird es notwendig sein, seine Aussagen über Gott zu untersuchen.

Die Litanei ist an ihn wie an einen Vater gerichtet. Er wird häufig mit Vater[10]), Gott[11]), du guter Gott[12]) u. a. Bezeichnungen angeredet, so daß man an christliche Vorstellungen gemahnt wird. Das ist aber eine vom Dichter bewußt ins Werk gesetzte Selbsttäuschung[13]). Gott ist „des wahren Lichtes Urquell"[14]); „ewige Klarheit"[14]) geht von seinem Throne aus. Damit will Mnioch sagen, daß Gott reiner Geist ist, der nur die Wahrheit kennt. Er kann sich weder erfreuen noch betrüben[15]), d. h. also uns Menschen auch nicht lieben. Mnioch müht sich, Gott so abstrakt wie möglich zu denken und dennoch kann er letzten Endes die sinnlichen Epitheta Gottes nicht entbehren. Denn alle Vorstellungen sind sinnlich, vor allem die von Gott, der nur in bezug auf die Menschen gedacht werden kann. Wäre Gott nur ein Begriff, so tot, wie ihn Mnioch sich zu denken müht, so wäre es sinnlos, von ihm zu sprechen. Denn was gehen ihn die Menschen, was geht er sie an? Diesem Konflikte kann Mnioch nicht

entgehen. Obwohl er ausdrücklich sagt, daß der Vollkommenheitsbegriff von Gott keine sinnlichen Vorstellungen zulasse, läßt er ihn z. B. „im wechsellosen Anschauen des ew'gen Einerleis der reinen Wahrheit unendlich seelig ruhn . . .[16]). Noch weniger konsequent kann Mnioch in der Interessenlosigkei Gottes an den Menschen verharren. So sehr er sie theoretisch bejaht, treibt ihn ein Etwas, eine Entwicklung der menschlichen Vernunft, die in diesem Falle das Ichbewußtsein trägt, zu Gott hin anzunehmen. Während dieser Gedanke in der Litanei nur schwach angedeutet wird, geht er aus anderen Aufsätzen[17]) der „Kleinen vermischten Schriften" deutlicher hervor. — Die Vernunft ist nach Mnioch das allein Göttliche im Menschen[9]). Nun stellt sich die Frage, ob sie schon so vollkommen wie Gott ist, oder ob sie Irrtümern und einer Entwicklung unterworfen ist. Mnioch sieht das Problem nicht. Er zeichnet die Vernunft bald göttlich, indem sie der Sinnlichkeit als unfehlbar gegenübergestellt wird[18]), bald menschlich, indem er ihr das Ichbewußtsein leiht, sie mit der Person des Menschen verknüpft und ihr eine ethische Entwicklung einräumt[19]). Das sind Widersprüche, die nicht zu lösen sind. Also einmal ist sie wie Gott. Damit kommt ihr unbedingte Freiheit, Einsicht und Unpersönlichkeit zu. Dann aber gibt sie auch der Sinnlichkeit Gesetze, d. h. sie hat ein Objekt, auf das sie ihr Interesse richtet, um es zu erziehen. Diese Neigung dürfte sie nach dem theoretischen Vollkommenheitsbegriffe nicht besitzen. Jene entspringt schon dem unreinen Begriffe von ihr, indem die Vernunft an ein bestimmtes Ich gekettet ist, das sich im Kampfe gegen die Begierden stärken will[20]). — In der männlichen Kraft der freien Vernunft sieht sich gleichsam der rationalistische Mensch verkörpert. In der Litanei berauscht sich die Vernunft in dem Gedanken der eigenen unermeßlichen Stärke, die sie an der außerhalb des Ichs gedachten Sinnlichkeit betätigt. — Jetzt ist die Frage: zu welchem Zweck?

Der systematische Gedanke verlangt nur eines, die moralische Vollkommenheit des Menschen. Die sinnliche Sphäre muß notgedrungenerweise abgelehnt werden. In dem dauernden Kampfe gegen die Sinnlichkeit gewinnt die Vernunft (d. i. das Ich) an Tugend[21]). Sie ist die Kunst aller Künste und kann nur im schwersten Kampfe errungen werden. Angeborene Reinheit ist infolge ihrer Zufälligkeit kein Wert[21]). Die Vernunft ist eine männliche Potenz. — Es muß aber hier noch einmal gesagt werden: die Entwicklungsfähigkeit der Vernunft ist nur dadurch möglich, daß sie personifiziert und Träger eines bestimmten Ichs wird. Mnioch hat diese Schwierigkeit nicht gemerkt. Er spricht nur von der Vernunft, dem ewigen Geist, welcher — seltsamerweise — in uns für seine künftige Welt erst reifen soll[22]). Hat dies die göttliche Vernunft, die doch schon fertig und vollkommen ist, nötig? Zwei Gedanken kommen zum Ausdruck: einmal fühlt sich die Vernunft vollkommen, dann kämpft sie stolz gegen die Sinnlichkeit aus reiner Kampfeslust (oder Schaffensfreude)[23]), ein anderes Mal will sie sich entwickeln und bessern. Letzten Endes dürfte der Vernunft, ebenso wie seinem Gott, nichts zugesprochen werden. Denn nicht einmal das Kämpfen kommt dem Begriffe der Vernunft zu. Aber verbinden wir schon ruhig die Vernunft mit dem Ich, erkennen wir ihr die Möglichkeit zu einer inneren Reife zu, so müßte auf jeden Fall der moralische einseitige Mensch, der von allem

Sinnlichen abstrahiert ist, also reiner Geist, beziehungslos und damit mehr als tot ist, Endziel menschlicher Entwicklung sein. So müßte es sein! Aber nur fragmentarisch an einer Stelle[22]) und ganz beiläufig am Schlusse wird gesagt, daß die Vernunft (d. i. das Ich) zum ewigen Geiste strebt[24]). Anschließend aber läßt Mnioch die Vernunft sich bei der Sinnlichkeit bedanken, daß sie so schwach gewesen ist[24]). Damit wird also wieder alles Negative nur auf die Sinnlichkeit geschoben. Die Vernunft (d. i. das Ich) ist also schon auf der Erde vollkommen. Diese Widersprüche zu überwinden, ist unmöglich. Und man kommt nur zu einem Verständnis, wenn man herausschält, wonach Mnioch eigentlich trachtet. Es ist entschieden nicht der moralische Mensch. Denn, wie schon gesagt, selbst am Schluß des menschlichen Erdenwallens betont die Vernunft (d. i. das Ich) nur ihre Kraftmeierei. An einer Stelle preist Minoch sogar die Sündhaftigkeit[25]) der Sinnlichkeit. So sagt er wörtlich: „Sei geschätzt von uns . . . du angeborene Sünde", „du Widerstreit der Triebe mit sich selbst"[26]). Kann man da von einer ethischen Entwicklung, überhaupt ethischem Empfinden der Person, geschweige denn der Vernunft noch sprechen?

Also zu welchem Zweck gibt sich die Vernunft so sehr mit der Sinnlichkeit ab? Kurz gesagt: um aus ihr den ästhetischen Menschen — Mniochs Ideal — zu schaffen. Zwar würde er sofort behaupten, dieser bedeute nur ein Zwischenstadium, aus dem der Weg zum moralischen Menschen führe; doch das ist nur ein Gedanke, mehr aber nicht. Die ganze Sehnsucht richtet sich auf den vollkommenen Menschen, die Erziehung des Menschengeschlechtes, einen Ausgleich der menschlichen Kräfte, auf einen ästhetischen Zustand und keine moralische Überwindung des Menschen. Nicht Gott, sondern der Mensch wird ersehnt. So wirkt noch immer die Renaissance.

Begriff der Sinnlichkeit.

Der Begriff der Sinnlichkeit[27]) ist nicht so verwirrend. Wie die Vernunft wird sie als „Herz"[28]) auch personifiziert gedacht. Es hat bald die Eigenschaften des Kindes: zu gutmütig, töricht, unmündig, bald die des „heißblütigen Hesperiers": wild, zügellos und unvernünftig[29]). Seine unklare Stellung zur Vernunft geht schon aus dem Vorhergehenden hervor. Rein negativ gedacht, müßte es so schnell wie möglich überwunden werden, zudem es keinen Anteil an dem Ichbewußtsein zu haben scheint. Dieser Gedanke wird zwar an einzelnen oben schon angeführten Stellen angedeutet, doch nicht im System zu Ende gedacht. Denn die Sinnlichkeit wird nicht als wertlos empfunden, da sie erstens die Vernunft stärker — aber nicht moralisch besser — macht und zweitens ihr als Masse zu einem Kunstwerk dient[30]). Aus ihr wird etwas Neues geschaffen, das die Bedeutung der Vernunft aufhebt. Ihre männliche Potenz, die vom Ichbewußtsein des Menschen getragen wird, bedarf einer (negativen?) Materie, an der sie ihre (ethische?) Kraft betätigen kann. Von jung an ist das Herz durch sinnliche Täuschungen, da es nur mit eigenen Waffen überwunden werden kann, zu erziehen[31]). Die Vernunft hat nicht zu stolz zu sein[32]), die Beeinflussung des Herzens abzulehnen. Die Phantasie[33]) wird ihr am besten helfen können. Als feinere Mittel kommen Liebe und Stolz, als gröbere Furcht und

Hoffnung in Betracht[34]). Mit ihnen wird das Herz beeinflußt, dem jedes Sinnvolle fehlt. Es tut also alles verkehrt. Die Vernunft, die allein den Blick für das Ganze hat[35]), sucht das für das Herz Notwendige — mit Mnioch bildlich gesprochen — die Speisen aus[36]). Setzt das nicht ein sinnliches Vermögen, selbst schon Geschmack bei der Vernunft voraus, also die Fähigkeit, den Gegenpol bejahend und verstehend zu durchdringen? In dem Gedicht „An die Grazien"[37]) waren die Einwirkungen der gegensätzlichen Kräfte noch rein mechanisch aufgefaßt; Kraft stand gegen Kraft[38]). In der Litanei ist der Gedanke gemeinsamen Verstehens und Bejahens zu einem Dritten schon angedeutet; der Vergleich der Vernunft und Sinnlichkeit mit einem Ehepaar[39]), das nur in (vernünftigem) Einvernehmen ein Gemeinsames schaffen kann, läßt darauf schließen. Und soll umgekehrt die Einwirkung der Vernunft auf die Sinnlichkeit nicht einen mechanisch-zufälligen Charakter tragen, so setzt das ein vernünftiges Vermögen bei dem Herzen voraus, das, was die Vernunft gibt, bejahend aufzunehmen. Diese Notwendigkeit erkennt Mnioch nicht. Daß er die Sinnlichkeit zum Schluß dem Systemgedanken entgegensetzt, der nur den moralischen Menschen als Ziel setzen und anerkennen darf, doch bejaht, rührt von einer anderen ihm unbewußten Tendenz her. Die Vernunft (mit dem Ichbewußtsein) braucht die Sinnlichkeit als Materie. Zwar bleibt sie eine rohe unbehauene Masse, die selbst aus sich nichts schaffen kann, doch sie wird zu einer Notwendigkeit, da die Vernunft ohne sie beziehungslos, sinnlos und tot wäre. Mniochs Erklärungen, sie nur als beiläufiges Mittel gebrauchen zu müssen, besagen nichts. Nur durch sie wird das neue Kunstwerk von der Vernunft geschaffen, nämlich der „Genius des sittlichen Geschmacks"[40]).

Der Genius des sittlichen Geschmacks.

Er bedeutet das künstlich geschaffene Gewissen[41]), das uns ermöglicht, alles Gute schön und alles Schlechte häßlich zu finden. Damit soll nach Mnioch nur ein Vermögen, ein künstlich gezogenes Mittel geschaffen sein, den Menschen zu bessern. Wie aber ist dies Gewissen imstande, das nur durch Täuschung entstanden ist, ein Gemisch von Vernunft und Sinnlichkeit darstellt, den Menschen moralisch zu fördern? Es stellt ja einen neuen Maßstab auf, nicht mehr den einseitigen moralischen Menschen, sondern sein eigenes Symbol, den harmonischen ästhetischen. Von ihm führt kein Weg mehr zur Vernunft. Zu ihm geht die Sehnsucht des einzelnen Individuums und nicht zu Gott, der ein abstraktes Denkprodukt ist, zu dem jede lebendige Beziehung fehlen muß. Dadurch, daß Mnioch die Vernunft an die Person des Menschen fesselt, kann diese sich nicht selbst wollen, sondern nur ein anderes: die Einheit von Vernunft und Sinnlichkeit, verkörpert in dem ästhetischen Menschen. Die Vernunft, hinter der sich das starke eigene Ich verbirgt, hat das neue Ideal gezeugt und gibt sich dadurch auf. Darin drückt sich die durch den Rationalismus unterjochte Liebe aus, sich für ein anderes Leben einzusetzen.

Wie nun zunächst der einzelne danach zu trachten hat, seine Gegensätze in Einklang zu bringen, soll er später auch zur Welt harmonisch stehen[42]). Alle Menschen sollen an dem Tempel Gottes mitarbeiten. Er wird vollendet sein,

„wenn einst die Hand der Stärke an den Plan der Weisheit gefesselt ist vom sanften Band der Schönheit . . . ."[43]) Endziel alles Strebens bleibt die harmonisch gebildete Menschheit; ein ästhetischer Zustand wird erträumt, und keine ethisch-religiöse Überwindung des Menschen gefordert[44]).

17. Kapitel.

Persönlicher Gott.

Trotzdem er in seinen Systemausführungen[45]) ausdrücklich versichert, daß alle sinnlichen Vorstellungen von Gott und einem Jenseits von ihm bewußt ins Werk gesetzte Täuschungen[46]) sind, die nur relativen Wert haben sollen, glaubt man seinen Worten nicht, wenn man die anderen Schriften[47]) von 1794 auch liest. Die Vernunft verlangt den deduktiven Schluß, daß Gott reiner Geist, d. h. beziehungslos ist; aber dem steht in Mniochs Gefühl — mag es angeboren, mag es erzogen sein — eine andere Gewißheit[48]) gegenüber. Mnioch glaubt an ein Weiterleben des Ichs, glaubt an seine ethische Entwicklungsmöglichkeit und eine Belohnung im Jenseits; kurz: er kommt von der Annahme und der Notwendigkeit einer sinnlichen Welt nicht los. Trotzdem sein Intellekt sie verneint, schwelgt sein Gefühl[49]) in der sinnlichen Welt, die nur aus moralischen Zwecken gestattet sein soll. Welchen Worten Mniochs soll man Glauben schenken? Denen, die aus dem Systemgedanken heraus die sinnliche Welt als nicht wahr ablehnen oder denen, die unbewußt in den kleinen Aufsätzen und Gedichten der vermischten Schriften formuliert wurden und uns zeigen, daß sein Gefühl von einer bestimmten Gottesvorstellung nicht loskommt?

Schon diese Fragestellung ergibt, daß für uns eine andere in Betracht kommt als für Mnioch; denn uns geht nur der tatsächliche Mensch an. Es ist nicht für wahr anzunehmen, was er nur gefolgert hat, sondern das, wovon er auch die innere Gewißheit hatte. Dies herauszufinden ist nicht leicht. Aussage steht gegen Aussage, und es gilt abzuwägen, was für die Person Mniochs schwerer ins Gewicht fällt. In der Litanei wird programmatisch ausgesprochen, daß jede sinnliche bestimmte Vorstellung von Gott auf Selbsttäuschung beruht. Gott, der „im wechsellosen Anschaun des ew'gen Einerleis der reinen Wahrheit unendlich selig" ist, kann den Menschen nichts angehen. Er vermag infolge seiner Leehrheit, seiner Unbestimmtheit kein Ziel für den Menschen zu sein. Dies nimmt Mnioch stillschweigend scheinbar so lange an, als er die Vernunft Gott gleich setzt und sie nicht mit dem Ichbewußtsein eines bestimmten Menschen verknüpft. Wo dies eintritt, nimmt er eine ethische Entwicklungsmöglichkeit an[51]) und spricht von Reifwerden des Menschen, der seine Belohnung oben erhält. Damit müßte Mnioch ein Jenseits annehmen. Aus der Litanei wagt man noch keinen Schluß zu ziehen, ob Mnioch irgend eine individuelle Unsterblichkeit gefühlsmäßig bejaht. Tatsache ist, daß er in dem Ausmalen des Jenseits schwelgt[49]).

Die Kantate „Glaube und Zweifel"[52]) ist auf der Gegensätzlichkeit menschlicher Vorstellungen aufgebaut. Die Zweifel werden von der Vernunft, der Glauben wird vom Herzen dem Menschen eingegeben. Sie spricht pessimistisch

von der kurzen Lebenszeit des Menschen. Ein Weiterleben der Seele nimmt sie nicht an, während das Herz felsenfest daran glaubt[53]).

„Ich aber bin! Du meine Seele lebst . . . ."
Ja, du wirst sein,
wenn die Verwesung über diese Glieder im
Grabe triumphiert."[54])

Diese Gedanken wurden in ähnlicher Form schon in O II,3[55]), die aus dem Jahre 1784 stammt, ausgesprochen. Nur entsprechen sie hier noch seinem wahren Glauben. Jetzt dürfen sie nur als Täuschungen zur Stärkung des Herzens einen Wert behalten. Der Glaube darf nur Mittel zum Zweck sein[56]). Wie kann er das?

Wenn ich etwas glaube, so ist es wahr, und ich kann es nicht mehr als Täuschung empfinden. Mnioch nimmt dies an. Es ist bei ihm ein dauerndes Betrachten, um die Ecke Sehen, das sich bis in die Unendlichkeit treibt. Die sinnliche Welt ist nicht, sie ist, sie ist nicht . . . . und so geht es immer weiter. Was bleibt als wahr? Die Vorstellung einer sinnlichen Welt! Mnioch kann sie nicht verneinen; nur ist er zu feige, ihr klar ins Auge zu sehen. Der Intellekt lehnt sie weiter als unwirklich ab, und so entsteht eine unwirkliche Wirklichkeit, seine Welt der Romantik. Doch von ihr spreche ich später.

Zunächst will ich in der Untersuchung fortfahren, inwieweit er religiöse Vorstellungen hat, d. h. einen Gott annimmt, zu dem es sich lohnt, hinzustreben. Eine tiefe begeisterte innere Anteilnahme an dem, was das Herz glaubt, ist deutlich aus den Versen der Kantate zu spüren. Doch dieses echte Gefühl soll ja unwahr sein. Also ein Schluß auf Mniochs religiöse Einstellung ist noch nicht zu ziehen. Das können wir erst, wo er unabhängig vom systematischen Zwange unbewußt Gedanken über Gott und Unsterblichkeit ausspricht.

Die folgenden Gedanken sind aus einzelnen Abhandlungen[57]) genommen, die im ersten Bande der „Kleinen vermischten Schriften" aufgenommen sind. In ihnen wird nur von einem persönlichen Gott gesprochen, der regsten Anteil an dem Geschicke der Menschen nimmt, die ihrerseits ihr Tun und Lassen nach seinen Geboten richten. Mnioch spricht ohne poetische Verbrämung und Begeisterung von dem gütigen und weisen Vater[58]) aller Menschen, von seinem „Willen"[59]) und seinem „Tun"[59]), das der Welt und den Menschen zugute kommt. Er nimmt fest an, „daß die Ausbildung unserer Seelenkräfte noch in der anderen Welt auf unsere Bestimmung Einfluß hat"[60]), „daß es noch eine Welt der Geister gibt, für welche wir uns hier vorbereiten und bilden"[60]) und „daß wir uns von Gottes wegen als Brüder lieben sollen"[60]). Er glaubt an „Gott und Unsterblichkeit"[60]) und an eine „höhere Bestimmung"[61] des Menschen. Sollen das nun auch nur rhetorische Fragen sein? Sicher ist, daß Mnioch nicht wagen würde, diesen eigenen Behauptungen klar ins Auge zu sehen oder sie bestimmter und positiver auszudrücken.

Die wahre Religion Christi versteht er nicht. Doch von gewissen Grundvorstellungen positiver Religion kommt er nicht los. Wo sein Intellekt schweigt, ist anzunehmen, daß er an einen bestimmten Gott glaubt. Und sollten diese

Vorstellungen, die tiefer in ihm verwurzelt sind als seine deduktiven Vernunftforderungen, für die Person Mnioch keine Wahrheit haben? Wäre es nicht möglich, daß sie ihn in Zeiten der Not grundlegend bestimmten? Sein ethisch-religiöses Bewußtsein muß ein Fortleben des Ichs annehmen, wenn auch die Vernunft diesen Glauben für Täuschung hält.

Hier taucht ein neues Problem auf. Ich hatte gesagt, daß nicht der moralische, sondern der ästhetische Mensch das Ziel Mniochs ist. Das scheint mit den letzten Ausführungen in Widerspruch zu stehen; ihn aufzuheben, ist nicht möglich, wohl aber zu beleuchten. Mag von Mnioch noch so sehr der vollkommene Mensch das Ziel und die Bestimmung des Menschengeschlechtes genannt werden, so bleibt dunkel daneben die Gottesvorstellung, die im Gegensatz zu der in der Litanei steht. Mit jener ist ein anderer Vollkommenheitsbegriff verbunden, der nur die ethisch-religiöse Entwicklung kennt und den Menschen als solchen überwinden will. Dieser Begriff geht keinen Kompromiß mit der Sinnlichkeit ein, wenn sie sündhaft gedacht wird. Wohl aber ist mit diesem Vollkommenheitsbegriffe ein bestimmter wirklicher Gott verbunden, der die Menschen liebt und zu dem sie sich in ihrer moralischen Unvollkommenheit hinsehnen. In der Praxis vermengen sich beide Begriffe. Der vollkommene Mensch bleibt das lebendige Ziel, doch dunkel waltet der alte Gott weiter.

Christliche Anschauungen.

Positiv Christliches hat dieser Gott wenig an sich. Jesus[62]) wird einigemale erwähnt, doch ist er nicht Gottes Sohn, sondern nur ein guter Mensch unter Menschen, der sich nur graduell von ihnen unterscheidet. Christus steht höher als Moses und die Propheten[63]), weil er die Menschen stärker zu rühren versteht. Jene bewegen durch Erweckung einer lebhaften Furcht oder Hoffnung, Christus begeistert durch Erweckung einer lebhaften Liebe zu Gott, unter dem sinnlichen Bilde eines Vaters"[63]). Jesus ist der bessere Pädagoge. — Zu erwähnen ist noch, daß Mnioch bemerkt, Christus habe durch seine bessere Beeinflussung der Sinnlichkeit diese vom Joche der Gesetze befreit[63]). Hier scheint Mnioch also wieder flüchtig einen Unterschied zwischen mechanischer und freier Bestimmung zu empfinden. Zur Anwendung kommt er nicht.

18. Kapitel.

Verhältnis zum Königtum und zum Staate.

Auch in dieser Epoche hat Mnioch der Verherrlichung des Königs[64]) einen großen Teil seiner Schriften gewidmet. Friedrich der Große scheint vergessen zu sein. Der Neffe oder besser das Idealbild eines Königs hat ihn verdrängt. Auch der große König war nicht so gewesen, wie der junge Mnioch ihn dargestellt hatte; doch führte er noch eine Fülle bestimmter realer Fakten an, die der echten Gestalt des Königs gerecht wurden. Das trifft bei Friedrich Wilhelm nicht mehr zu. Was von ihm als tatsächliches noch ausgesagt wird, ist bis auf ein Minimum erfunden. Es sind Eigenschaften, die ein Idealkönig haben soll. Diese Einstellung überträgt sich auf Mniochs Anschauungen vom Staat, die

entschieden Kantischen[65]) Einfluß zeigen; dagegen ist eine Anlehnung an Schiller[65]) abzustreiten. Kant hat Mnioch gelesen, aber nicht verstanden. Daß er den Staat, wie Schiller es in diesem Jahre tut, zur regulativen Idee erhebt, ist abzulehnen. Zu dieser Trennung von Idealismus und Realismus ist Mnioch nie gekommen. Sein Weg führt zur Romantik und nicht zur Klassik. Zwar tragen Mniochs Äußerungen über Staat und König auch einen Sollcharakter. Doch ist die Erfüllung seiner Forderungen noch auf der Erde gedacht. Mnioch kommt von diesen utopischen Vorstellungen, die Schiller durch den Kantischen Begriff der regulativen Idee überwindet, nicht los. Insofern weicht Mnioch von Kant und Schiller entschieden ab. Seine Aussagen über den König Friedrich Wilhelm müssen also in die Frage verwandelt werden: Wie soll der König (und mit ihm der Staat) beschaffen sein?

Idealbild eines Königs.

Klar kommt Mniochs Stellung zum Monarchen nicht zum Ausdruck. Es vermengen sich in Mnioch verschiedene Vorstellungen. Noch aus seiner ersten Jugendzeit rühren die Anschauungen von dem liebevollen Vater zu dem ihm anvertrauten Volke her[66]). Der König behält seine patriarchalische Stellung[67]). Das Volk ist unmündig, ungezogen, leicht zu Fehltritten geneigt, von denen es nur durch den weisen Monarchen abgehalten werden kann.

Mit dieser Anschauung von König und Volk als einer Familie verbindet sich der Systemgedanke, daß der Fürst die weise mäßige Vernunft, das Volk die leicht erregbare Sinnlichkeit darstellt[68]). Und wie in seinem System führen auch hier diese Gedanken zu einem charakterlosen Ästhetentum.

Stellung zum Volke.

Mnioch glückt es nicht, die Notwendigkeit des Fürsten zu beweisen. Seine Liebe geht unzweifelhaft zum Volke. Er tritt energisch für den „gemeinen Mann"[69]) ein. Alle Menschen müssen die Freiheit haben, ihre Vernunft zu gebrauchen[69])". Sollten denn „von einer Million nur immer einige hundert sie üben und ausbilden" dürfen[69])? Mnioch ruft: „Ich fordere hier kühn jeden auf, der dieser Meinung ist, mir zu sagen: Warum denn der Schöpfer die lasttragende Menschheit, oder den, leider Gottes so genannten gemeinen Mann, nicht gleich ohne diese jetzt verschwendete Fähigkeit, als ein dem vornehmeren Menschenvolk sehr nützliches Mittelding zwischen Tier und Menschen geschaffen habe"[69]). Trotz der Kühnheit seines Imperatives fühlt man aber, daß dieses Eintreten für den gemeinen Mann zum großen Teile nur eine deduktive Vernunftforderung bleibt; eine innere Notwendigkeit liegt nicht vor.

Abneigung gegen Scheinchristen.

Recht hat er aber, wenn er sich mit ironischen Bemerkungen gegen die Scheinchristen wehrt, die „. . . von Brudergleichheit und Bruderliebe und von der Kindschaft bei Gott soviel Schönes und Rührendes in . . . . Kirchen und

Logen"[70]) zu sagen wissen. „Eure Tugend, eure Religion, die ihr über alle Güter der Welt und alle Erdenweisheit erhebt, hofmeistert ihr zugleich durch das sittliche Unding, was ihr Politik nennt"[70]).

Verständnis für die französische Revolution.

Seine Abneigung gegen diese Scheinchristen ist viel stärker als gegen die „Neufranken"[71]), deren Taten er beinahe entschuldigt, weil ihre Theorien ihm gefallen. Er wendet sich nicht wie Schiller mit Ekel von ihnen ab, sondern versucht sie zu verstehen. Ihre Fehler beruhen nur darin, daß sie „ihren König ohne Gesetz"[72]) verdammten und ihre Gesetze fremden Völkern aufzudrängen suchten. Diese schlechte verkehrte Tendenz haben sie mit den Christen gemein, deren Ziele dieselben wie die der Neufranken sind und die ebenfalls mit dem Mantel der Nächstenliebe die schrecklichsten Greuel verrichteten[73]).

Verkennung der Individualität des Menschen.

So sehr Mnioch in diesem Falle recht hat, daß das gewaltsame Aufdrängen unethisch ist, so muß doch gesagt werden, daß er die inneren Ursachen individueller Erweiterung nicht versteht. Als Rationalist kann er nicht begreifen, daß es eine notwendige Eigenschaft der Menschen ist, ihre Individualität durchsetzen zu wollen und daß die Kraft des Geistes nur in dem Individuellen der Seele liegt. Tatsächlich kommt auch Mnioch von dem Streben, seine Ansicht durchsetzen zu wollen, nicht los. Noch in demselben Aufsatze[74]) spricht er deutlich aus, daß man in der Welt mit dem bloßen sachlichen Überzeugenwollen nicht auskommt, wie er wenige Seiten vorher (der Vernunft gemäß) behauptet hatte, . . . nämlich, daß „für die Wahrheit allein die Prüfung friedlicher Weisen entscheidet"[75]). „Man kann für die Wahrheit und für das Recht streiten, man kann für sie bluten und sterben, aber kein Sieg, kein Blut und kein Märtyrertod kann sie besiegeln"[76]), sagt Mnioch daran anschließend. Glaubt er also wirklich an den Sieg der objektiven Wahrheit? Gibt er zu, daß positives Eintreten für eine Wahrheit gleichsam nur das Privatvergnügen eines hitzigen kindlichen Gemütes ist? Praktisch würde Mnioch bestimmt anders gefühlt und gehandelt haben. Aber er widerspricht dem selbst an anderer Stelle: „So laßt uns also, jeder an seinem Teil, jeder nach seiner besten, kältesten Überzeugung für Wahrheit und Recht streiten, und dabei Unruhe und Unordnung, Gefahr und Unglück, Schmach und Tod nicht achten. Es tut nichts, daß unsere Feinde a u c h für die gute Sache zu streiten vorgeben! — mögen sie doch so fest davon überzeugt sein, wie wir vom Gegenteil! Hier ist kein anderer Rat als Widerlegung oder Streit, insofern nämlich jeder von uns diesen Streit für eine nötige Defension ansieht, insofern wir glauben, aus Pflicht unser Recht verteidigen zu müssen"[77]). Und sicherlich werden diese ehrlichen Worte Mniochs Überzeugung sein. Er ruft sogar zum blutigen Kampfe — allerdings mit einer seltsamen bis ans Groteske gehenden Einschränkung auf[77]). Die gegenseitigen Feinde sollen nicht vergessen, daß, wenn die Schwerter in der

Gegner Schädel niedergesunken sind, die brüderlichen Seelen sich über den blutigen Leichen umarmen[78]). Hier denkt wieder der phantastische Rationalist.

Ablehnung des Krieges.

Kriege lehnt er dagegen wieder ab, da er sie nur als eine private Angelegenheit der Fürsten ansieht und daher die Soldaten einer Partei, vorausgesetzt, daß wenigstens ein Monarch im Rechte ist, für das Unrecht ihres Fürsten „abgeschlachtet"[79]) werden.

Mängel einer jeden Staatsform.

Die Demokratie der Neufranken regiert aber nicht gerechter als irgend eine Monarchie[79]), da auch die Republik ihre Untertanen für dogmatische Glaubenssätze[80]) in den Krieg hetzt. „Wir mögen es also anstellen wie wir wollen, wir sind nicht glücklich"[81]), ist sein Schluß aus diesen traurigen Tatsachen. Sein Glaube an die Vernunft ist nicht mehr stark genug, so daß ihm schon der rationalistische Optimismus fehlt. Das Gefühl kann sich nicht von den irdischen Verhältnissen befreien, so daß es unter ihnen leidet. Die Sehnsucht nach etwas Verlorenem wird stärker. Da er aber nicht die Kraft besitzt, durch die bestehende Wirklichkeit hindurchzudringen, vergeistigt er die an sich minderwertige Sinnlichkeit und baut sich seine Welt der Romantik.

19. Kapitel.

Erziehung.

Wer wie Mnioch den vollkommenen Menschen als Ziel menschlichen Strebens nennt, für den wird die Erziehung des Menschengeschlechtes von größter Bedeutung sein. Staat, Kirche, Theater und vor allem die Schule werden pädagogische Musterstätten.

Neufahrwasser, dieses damals winzige einsame Dorf an der Ostsee ist Mniochs erstes Kampffeld. Die Kinder der wenigen Zollbeamten, Jungen und Mädchen, sind ihm in einer notdürftig[82]) eingerichteten Schule zur Erziehung übergeben. Trotz der kümmerlichen Verhältnisse, die Mnioch umgeben, weiß er seiner Schule einen Horizont zu geben, wie ihn vielleicht manche Anstalt in einer großen Stadt nicht besessen hat.

Mnioch faßt sich als Anwalt der Menschheit auf, als Interpret der ewigen Vernunft, zu deren Gesetze er die Kinder, mögen sie von Fürsten oder armen Leuten sein, zu führen hat. Sie sollen innerlich frei werden, d. h. frei nach den Gesetzen der Vernunft über sich schalten zu eigenem und der Menschheit Segen. Dieses Ziel ist nur mit großer Anstrengung von seiten des Lehrers und der Kinder zu erreichen. Der Lehrer muß wissen, daß er der Vernunft verantwortlich ist. Ihre Gesetze hat er vor den Fürsten und anderen irdischen Mächten zu vertreten. Er muß den Mut haben, die Kinder zu freien Herren über sich zu machen, so sehr dies den Königen dieser Welt widerstrebt. „Weh der Schule, wo der Lehrer „so" nicht erziehen kann, nicht darf, vielleicht nicht soll[83])!"

Auch für die Kinder ist es nicht leicht, der Vernunft gerecht zu werden. Der Lehrer muß ihnen eine starke Hilfe sein. Er muß ihnen praktische Mittel zur Hand geben. Das Kind muß allmählich „die Kunst“[84]) lernen, sich unter den Gesetzen frei und glücklich zu fühlen. Von der Natur haben wir die Talente zu dieser Fertigkeit nicht mitbekommen, so daß wir sie uns aneignen müssen, falls wir nicht unter dem Druck der Gesetze erdrückt werden wollen[84]). Wie jede Kunst, so soll auch diese früh geübt werden. Der Mensch muß von Jugend auf nach Gesetzen erzogen werden, wenn er für Gesetze erzogen wird“[84]). Ohne strenge Strafen wird die Erziehung nicht auskommen können . Sie sollen den Kindern nie geschenkt werden, aber durch das Mitleid des Strafenden und „durch der Szene feierlichen Ernst“[85]) „veredelt“ werden. Der Knabe soll merken, daß er von seinem eigenen Gesetze abhängt und durch die Strafe sich mit sich selbst versöhnt[86]). Dieser hohe Gedanke wird ihn stolz und so die Erziehung leichter machen“[86]).

Kann er noch nicht immer klar ein Urteil fällen, soll er ruhig dem Lehrer folgen. Stets dem frei von diesem angenommenen Gesetze treu zu bleiben, ist unmöglich[87]) und auch gar nicht nötig[87]). Aber dadurch, daß das Kind sich freiwillig unterordnet, sein Verstand stets über die sinnlichen Triebe dominiert, erreicht man, daß der Knabe Achtung „gegen das Gesetz im allgemeinen“ gewinnt, „oder mit anderen Worten, . . . daß er die Überzeugung des ruhigen Verstandes und der kalten Vernunft auch in der heißen Stunde der Handlung respektiert“[87]). Folgt der Schüler einem falschen Gesetz, so bringt das nur geringen Schaden. Denn „falsche Überzeugungen lassen sich leichter korrigieren als ein Wille der gewohnt ist, nie von der Überzeugung, sondern vom augenblicklichen Eindruck abzuhängen“[88]).

Diese kantischen Gedanken geben der Erziehung Mniochs einen weihevollen Charakter. Jedes Kind hat teil an der göttlichen Vernunft, die Strafe bedeutet nur eine Versöhnung mit sich, d. h. mit dem ewigen Geiste; der ganze Unterricht ist eine Angelegenheit der Menschheit. Die kleine Landschule wird aus ihrem flachen Niveau gehoben und der Bedeutung jeder anderen Anstalt gleichgesetzt, da hier wie dort „Menschen“ erzogen werden.

Diesen Gedanken, der eine scharfe Forderung enthält, äußert er auch freimütig vor einem hohen Publikum. Dies geht aus der Rede hervor, die er bei der Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms 1790 vor dem Grafen von Hohenzollern, Bischof zu Kulm, Abt von Oliva und Pöplin (gemeint: Pelplin) in seiner kleinen Schule gehalten hat[89]). Mnioch ist von jeher mißtrauisch gegen den Adel gewesen, und seine politische Gesinnung ist eher demokratisch als monarchisch zu nennen. Rang und Geburt kennt er nicht als Rechte an.

So werden nicht individuelle Vorbilder den Kindern vor Augen gehalten, sondern Eigenschaften und Tugenden. Nicht ein bestimmter, sondern der „bessere Mensch“ bleibt der Orientierungspunkt in der Erziehung. Diese Einstellung verwischt alle Grenzen. Der Staat ist eine lockere Gemeinde, die von ihrem Fürsten wie von einem Vater erzogen wird. Der Staat ist eine groß angelegte Schule, wie es deren viele in der Welt gibt, die sich nur technisch unterscheiden.

20. Kapitel.

Übergang zur Romantik.

Es folgt nun das wichtigste Kapitel: Mniochs Übergang zur Romantik. — Ausdrücke wie Rationalismus, Klassik und Romantik sind möglichst vermieden, um nicht von vornherein Mnioch in diese häufig verwirrenden Begriffe festzulegen. Er kam zur Romantik, d. h. er hätte wohl andere Wege einschlagen können; daß er diesen wählte, darin mag eine Notwendigkeit liegen. Doch bestimmte ihn nicht ein abstraktes Gesetz; die verschiedensten Bedingungen, zu denen er Stellung nahm, bewußt oder unbewußt, schufen das Neue, das, was er später Romantik nannte.

Nach den bisherigen Ausführungen hätte man annehmen können, Mnioch würde im Rationalismus stecken bleiben oder zur Klassik übergehen. Beides ist nicht der Fall. Ein Hindernis vermochte er nicht zu umgehen, die nun einmal gegebene Wirklichkeit. Die Auseinandersetzung mit ihr führte im 18. Jahrhundert zum Sturm und Drang, zur Klassik wie zur Romantik. — Der Osten drängt die Welt heute auf neue Bahnen und es könnte sich lohnen, nachzuforschen, wie weit Hamann und Herder schon damals von dem Osten beeinflußt sind. Auf jeden Fall drängt das, was diese beiden Männer ins Rollen brachten, weiter und ist noch nicht zum Stillstand gekommen.

Zum ersten Male klar zum Durchbruch kommt Mniochs zwiespältiger Kampf gegen die „Sinnlichkeit" in den systematischen Ausführungen der Litaneien von 1791 und 1794. Der Begriff der Sinnlichkeit (Wirklichkeit) ist schwankend und nicht auf einen Nenner zu bringen.

Wirklich „ist" nach Mnioch nur die Vernunft, da sie alleine göttlich ist und nicht dem Tode verfällt. Aber dieses Sein kommt der Vernunft (und damit Gott) gar nicht mehr zu, da jede Existenz als solche schon wirklich (sinnlich) ist. Weiter ist die Behauptung verhängnisvoll, daß alles Individuelle, so das persönliche Verhältnis von Gott und Mensch auf Sinnestäuschung beruhen soll. Begriffe wie Ethik, Religion, Liebe, die nun einmal ein persönliches Ich verlangen, schweben in der Luft, so daß man ihren Wert nicht einsieht. Und Mnioch würde sie der Vernunft gemäß vielleicht in der Theorie auch konsequent ablehnen, wenn sie nicht zur Erziehung der Menschen notwendig wären. Er will sie nur brauchen — so sagt er — aber allmählich entsteht aus dieser nicht sein sollenden Wirklichkeit eine neue, die Welt der Romantik, die einen Kompromiß darstellt. Dieser wird von Mnioch stillschweigend angenommen, weil er ohne die Wirklichkeit nicht hätte leben, lieben und schaffen können. Die sinnliche Welt wird bis auf ein Minimum verdrängt; sie wird vergeistigt, aber sie bleibt. Hätte er sich zum Glauben an den persönlichen Gott durchgerungen, ein bestimmtes lebendiges Objekt gehabt, kurz, die alltägliche Wirklichkeit bejaht und sie dadurch besiegt, so wäre die Romantik von ihm überwunden worden.

Hier muß eingeschoben werden, daß dieser Begriff nur übernommen ist, weil ihn Mnioch selbst gebraucht und seine neue Einstellung so benennt. Auf keinen Fall kann der Begriff der Romantik als solcher schon die Mnioch'sche Welt erschöpfen.

In den „kleinen vermischten Schriften“ wird das Wort Romantik nicht erwähnt. Mnioch ist sich seiner letzten Entwicklung noch nicht bewußt. Trotzdem liegen deutlich einige Stellen vor, die beweisen, wie er zur Romantik kommen mußte.

In der Litanei von 1794 bittet er Gott, er möge uns eine „dichterische Religion“[90]) erhalten, weil die uns zu dem Menschheitsziele hinführen hilft.

„Darum erhalt, o Gott, uns eine dichterische
Religion, die, voll erhabener Einfalt,
was die Vernunft von Dingen jener Welt
mit gleichem Grund vermutet und bezweifelt,
uns in den schönsten Bildern dieser Welt, —
zu Idealen durch die Kunst erhoben, —
als wirklich gibt, — die uns dein hohes Wesen,
. . . . . dein unbegrenztes Wesen
mit einer feinen Sinnlichkeit begrenzt . . . . .“[90])

Aus diesen Versen klingt schon jene Welt an, die später verdichtet die romantische ergibt. Positive Religion muß kraft der Vernunft abgelehnt werden. Aber die „dichterische Religion“ soll erhalten bleiben, weil sie als Mittel zur Vollendung gilt. An dieser Stelle verbindet sich Religion mit Dichtung und ergibt einen neuen Begriff, der für Zacharias Werner, Mniochs Freund in Warschau, von größter Bedeutung werden sollte. Die Wirklichkeit, d. h. in diesem Falle die Religion, erhält einen Scheincharakter, dem man alle Phantastereien anhängen darf, weil er sowieso nicht wahr, nicht wirklich ist. Mnioch spielt, kokettiert mit den Dingen, die zwar nicht wahr sein sollen, aber für Mnioch doch notwendig bleiben. Das kommt so recht zum Ausdruck bei der Vorstellung von Gott, die uns die dichterische Religion verleiht. Sie „begrenzt“ sein „unbegrenztes Wesen“ mit einer „feinen Sinnlichkeit“. „Feine Sinnlichkeit“, unwirklch und doch wirklich, ist die romantische Welt Mniochs, die bei ihm aus dem dunklen Kampfe mit dem positiven Gott entspringt: er ist nicht, er ist . . . Daß Mnioch Gott unbegrenzt nennt, ist in diesem Falle kein romantischer Zug, sondern eine deduktive Vernunftforderung. Die Unendlichkeit liegt nicht im Blick. Erst später, als sich der Übergang zur Romantik vollzogen hatte, wird die Unbegrenztheit eine notwendige Vorstellung seines romantischen Gefühls. Die abstrakten Forderungen verdichten sich in jener Dämmerwelt, wie sie uns etwa im Schinkelschen Bilde „Dom bei Sonnenuntergang“[91]) vorliegt.

Es bleibt nun noch die Frage offen, warum gerade die individuelle Wirklichkeit in Mnioch eine solche Bedeutung spielt. Das kann nicht erklärt werden. Ob dieser religiöse Drang eine Stammeseigentümlichkeit ist? Ob der Osten konkreter als der Süden und Westen denken muß? Aber metaphysische Fragen gehören nicht in die Arbeit. Sicher ist, daß die Menschen im Osten schwerer an die Dinge, an die Erde gebunden sind, daß sie nicht außerhalb ihres Kreises leben können, sondern nur in dem ihnen gesteckten Raume. Aus ihm können sie weder eine Melodie, einen Kopf, noch sich selbst lösen, ohne alles zu zerstören[92]).

21. Kapitel.

Loge.

In den vermischten Schriften findet sich das „Fragment einer Maurerrede“[93]). Daraus läßt sich schließen, daß Mnioch zwischen 1790 und 1793 in Danzig Logenbruder geworden ist. —

In dieser Rede erhalten wir Aufschluß über Symbole und Ziele, die Mnioch für die wesentlichen des Ordens hält. — Der Außenstehende legt, wie Mnioch treffend ausführt, viel mehr in die Symbole hinein, als der Stifter es getan hat. Selbst wenn man dem Laien nüchtern die Bilder erklären würde, würde er sich nicht damit zufrieden geben, weil er durchaus etwas Ungeheuerliches, Wunderbares erfahren will. Über eine positive, allgemein gültige Deutung der Symbole zerbricht sich Mnioch nicht den Kopf. Der Orden hat mit ihnen, wie alles in der Welt, dem einen großen Ziele zu dienen, „Veredelung des Geistes durch Fortschreitung“[94]), Ausbildung aller Kräfte, kurz der Vervollkommnung der Menschheit. So sind die Brüder auch nicht des Ordens, sondern dieser ihretwegen da. Zunächst dient er der Erziehung des Einzelnen. „Der Orden ist für jeden, der ihn dazu gebrauchen will und kann, ein scharfer Probierstein des guten Kopfes und des guten Willens“[95]). Damit will Mnioch sagen, daß an sich gleichgültig ist, was der Stifter mit dem Orden wollte, Gutes oder Schlechtes, ob er sein Ziel auch nur halbwegs erreichen wird, — alles das ist gleichgültig, wenn nur der Einzelne danach trachtet, seinen Verstand und seine Vernunft „an einem Rätsel, daß seit Jahrhunderten soviele tausend Menschen, und unter diesen soviele weise und gute Männer des mühsamen Versuchs der Auflösung würdig fanden“[96]), zu üben. Dieses Rätsel hat im Innern die Eingeweihten zusammengeführt, nach außen eine Kluft errichtet. Würde das Unbekannte gefunden, so fiele der Orden zusammen, weil er nur einen Erziehungswert haben darf. Das Rätsel löst Mnioch in verschiedene Fragen auf, von denen einige genannt seien: „Was ist das Unbekannte, das die Anhänger des Ordens zusammenhält? Warum bedarf die Mehrheit dieses Ordens? Wie fesselt der Schein in demselben? Ist er ein reines und gesundes Quellwasser in einem mit dem unleserlichen Rezept versehenen Arzneiglase, um dem Patienten, der das Natürliche nicht liebt, durch diese Medikamentenform die erste und natürlichste Medizin der Welt besser zu empfehlen?“[97]) Aus diesen Fragen geht hervor, daß der Orden etwas Bestimmtes nicht zum Ziele hat. Die Symbole sind nur dazu da, um das Heilige vor der Alltäglichkeit zu schützen und den Menschen anzureizen, weil er das Geheimnisvolle will. Dieser Grund trieb auch Mnioch in den Orden. Die Loge ist ihm die manifestierte Welt, die sich im Kampfe seiner Vernunft mit seinem nach Konkretisierung drängenden Gefühle gebildet hat. Die Loge ist der schon oben genannte Kompromiß. Mnioch tut so, als ob ihre Welt nur Schein ist, aber er kann von dieser Welt nicht lassen, weil sie ihm notwendiges Bedürfnis geworden ist. Nur ist die Welt der Loge ein Surrogat für die positive Religion, deren Sein ihm zu deutlich Schein ist, während jene anders ist. Dieses andere besteht aber nur in dieser unwirklichen Wirklichkeit, in der alles verschwommen bleibt, weil man nicht den Mut hat, zum Objekte

durchzudringen. Jeder macht sich und den anderen etwas vor. Aus dem Glauben ist ein Aberglauben geworden, der sich in unmöglichen Vorstellungen von jenem in nichts unterscheidet. — Der Rationalismus will sich überwinden.

22. Kapitel.

Gedichte aus den „Kleinen vermischten Schriften".

In den „Kleinen vermischten Schriften" sind auch einige Gedichte aufgenommen, von denen die beiden großen „Litanei" und „Glaube und Zweifel" schon besprochen sind. Wie schon im zweiten Abschnitte gezeigt wurde, bevorzugt Mnioch in dieser Zeit das Gebet und die Epistel, die ihm als die feinsten Ausdrucksformen einer kultivierten Zeit gelten. Daß sie seiner Art entsprachen, wurde erörtert. In den „Kleinen vermischten Schriften" gehen Epistel und Gebet ineinander über und entsprechen ihrem Charakter nach den Gedichten der ersten Gruppe.

Die große Litanei ist kaum als Gedicht gedacht. „Wenn der Verfasser seine Absicht mit gegenwärtigem Aufsatze nicht ganz verfehlt hat, so mag es immer der geringste Wert dieser Blätter sein, daß man sie auch ein Gedicht nennen kann"[98]), sagt Mnioch selbst am Anfang seiner Vorrede zur Litanei. Der gedankliche Inhalt ist so in den Vordergrund geschoben, daß dem Gedicht — auch der Sprache — alles Poetische fehlt. Als Gedichtwerk ist die Kantate „Glaube und Zweifel"[99]) sehr viel wertvoller. Aufbau, Sprache und Rhythmus sind nicht Gedanken untergeordnet, so daß die Kantate poetisch wirkt, trotzdem auch sie einen philosophischen Inhalt hat. Mnioch erreicht diese Wirkung durch das Auftreten zweier Gegenstimmen, die den Glauben und den Zweifel des menschlichen Bewußtseins verkörpern. Wird die Seele weiterleben oder nicht? Die beiden Hauptstimmen werden jede von anderen Stimmen oder Chören unterstützt. Ein Auf- und Abschwellen der Stimmen, je nachdem die Seele bangt oder hofft, gibt der Kantate dramatisches Leben. Das Ganze ist als Spiel in der Kirche zur Erhebung der Gemeinde gedacht. Mniochs rhythmisches und musikalisches Empfinden zeigt sich im besten Lichte. Es schwebt ihm seit Beginn seines praktischen Schuldienstes, in dem er gezwungen war, Gottesdienste abzuhalten, eine Verbesserung der Lithurgie vor[100]). Aus der Nachrede zur Kantate ergibt sich, daß er an eine Vertonung gedacht hat, da er dem Komponisten Ratschläge erteilt. Für jeden Teil hat er die rechte Vertonung im Auge, die so entsprechend ist, daß musikalische Begabung bei ihm vorauszusetzen ist[103]), wenn er auch kein Instrument spielen konnte[101]).

Die Phantasie „über die Unsterblichkeit"[102]), inhaltlich ein Gemisch von O II,3 und der Kantate „Glaube und Zweifel", überragt diese beiden Gedichte durch die Schilderung der nächtlichen Stimmung. In die lautlose Stille der Nacht fällt nur ein verwelkets Blatt

> „und rauscht in bangen Pausen
> von Zweig auf Zweig die Erd' hinab."[102])

Wie ein spannendes und doch feierliches Präludium zu dem Kampf zwischen Glauben und Zweifel wirkt diese einfache, rein prosahaft gehaltene Dar-

stellung der Nacht. — Von anderen Gedichten ist nur noch eins zu nennen, das „einem würdigen Greise"[103]) gewidmet ist. Es erinnert im Inhalt, Rhythmus und Ausdruck an Schiller. Es beginnt:

„In der Jugend Traumgesichte
Sieht der neue Mensch die Welt
von dem schattenlosen Lichte
Eines ew'gen Glücks erhellt.
Seine Wünsche sind Gesetze,
Zauberei bewaffnet sie,
Unermeßlich sind die Schätze
Der allmächt'gen Phantasie."[103])

Philosophie und Dichtung haben sich analog wie bei Schiller die Hand gereicht. Nur sieht Mnioch niemals die Welt so ideal und abstrakt wie der Schwabe.

Der Stoff der ersten Gruppe hat sich durchgerungen. Die philosophischen Probleme haben die Stoffkomplexe der zweiten und dritten Grupe verdrängt, oder anders ausgedrückt: Mnioch fand nicht mehr den leichten Ton der anakreontischen Gedichte, noch brachte er die Erlebnisfähigkeit auf, die zu Gedichten der dritten Gruppe hätte führen können. Die Zeit von 1790—96 war trotz einer ihr nicht abzusprechenden formalen Entwicklung dichterisch sehr unfruchtbar.

Fünfter Abschnitt.

Warschau. 1796—1804.

23. Kapitel.

1796 reiste also Mnioch mit Frau und Kindern nach Warschau, um dort seine Beamtenstelle anzutreten[1]). Sie erforderte anscheinend nicht zuviel Kraft und band ihn „an keine strenge Tagesordnung"[2]). Darin lag für ihn, wie Fichte richtig erkannte, kein Segen, da nur ein regelmäßiger Dienst seiner Sucht, sich zu zersplittern, Einhalt gebieten konnte. Zu seinem Berufe hatte er also ähnlich wie Werner, der nach Mniochs Tode gerne dessen vakanten Posten erhalten hätte[3]), kein positives Verhältnis. Dafür setzte er seinen nicht zu leugnenden Drang, praktisch der Menschheit zu helfen, in den Dienst der Loge „Zum goldenen Leuchter". Sie war sein eigenstes Tätigkeitsfeld, in dem er sich schöpferisch fühlte[4]). Hier konnte er am Bau der Menschheit mithelfen, indem er die Jungen im neuen Geiste erzog. Zu denen gehörte vor allem der fünf Jahre jüngere Zacharias Werner, der Mnioch die größte Ehrfurcht und Dankbarkeit entgegenbrachte. Er verglich Mniochs Wirkung mit Fichte. In künstlerischen Angelegenheiten war der ältere Freund Werners unbedingter Richter, unter dessen Augen auch „die Söhne des Tals" entstanden. Er wird auch der anregende Teil der „Montagsgesellschaft" gewesen sein, die Werner in einem

Briefe an Hitzig[5]) erwähnt, der ebenfalls zum näheren Umgang Mniochs gehörte. Mit welchen bekannteren Männern Mnioch sonst noch in Warschau verkehrte, konnte nicht festgestellt werden.

Glücklich war er in dieser Stadt auch nicht. Wie sollte es möglich sein! Kaum lebte die Familie etwas auf, als seine inniggeliebte Frau am 18. April 1797 nach kaum einjährigem Aufenthalte bei der Geburt ihres dritten Kindes starb. Dieses Leid verwand Mnioch nicht mehr. Er begann zu kränkeln und siechte an Leib und Seele dahin[6]), bis ihm der Tod die heißersehnte Ruhe am 22. Februar 1804 brachte[7]).

In der Warschauer Zeit gab er persönlich von größeren geschlossenen Sachen die „Sämtlichen auserlesenen[8]) Schriften“, die in drei Bänden erschienen und sehr viel Altes enthielten, und einen Gedichtband heraus, der den Hymnus „Die Vermählung“ und die Romanze „Die Entbindung“ enthielt. Die Analekten, die er selbst noch zusammengestellt hatte, mußte schon sein Verleger herausgeben. Sie enthalten soviel Neues, daß ich sie von den „Auserlesenen Schriften“ getrennt behandelt habe.

24. Kapitel.

Vernunft- und Herzensreligion.

Für die folgende Zeit stehen die beiden Gegensätze, die sich seit 1790 ergeben haben, im Mittelpunkt: das, was sein soll und das, was für Mnioch auch da ist, das Reich der Vernunft und das der Wirklichkeit, „Vernunft- und Herzensreligion“. Es ist aber nicht so, daß diese beiden Gegensätze nebeneinander bestehen, ohne sich zu berühren. Sowohl theoretisch gehen sie ineinander über als kreuzen sie sich auch praktisch in seinem Bewußtsein selbst. Sie kämpfen in ihm um eine Vormachtstellung. Die Wirklichkeit siegt, aber die Vernunft hinterläßt ihre Spuren.

Im Leben eines Menschen schälen sich nie zwei Gegensätze allein heraus, sondern es wirken noch die verschiedensten anderen Kräfte mit, die vielleicht wie das Zünglein an der Wage ausschlaggebend sind. Das Leben läßt sich nicht in zwei Begriffe fangen. Das mag für Menschen wie Goethe in besonderem Maße gelten, aber auch Mnioch täte man unrecht, ihn irgendwie festlegen zu wollen. Wenn also auch diese beiden Gegensätze betont werden, so vergesse man nicht die anderen Kräfte, die aus der ganzen Arbeit sichtbar werden; sie zusammen, und auch die anderen, die noch verborgen liegen, machen den ganzen Mnioch aus. Daher kann diese Arbeit kein Schlußstein, sondern nur ein Anfang sein.

Für das Folgende sind zwei Gesichtspunkte innegehalten worden. Es werden nicht nur die Gegensätze als solche aufgezeigt, sondern auch die sich in ihnen vollziehende Entwicklung. In seinen theoretischen Ausführungen macht sich Kantischer Einfluß stark bemerkbar und erzeugt neue Begriffe. Ich gebe also die Entwicklung einzelner Begriffe, die sich aus Mniochs theoretischem Denken ergeben, bleibe demnach zunächst innerhalb des einen Gegensatzes und stelle dann diesem den anderen, der sich aus dem Tatsächlichem ergibt, gegenüber. —

Würde man für die Zeit von 1796—1804 die kaum veränderte Litanei von 1794 (bzw. 1790) im zweiten Bande der „Sämtlichen auserlesenen Schriften", der 1799 erschien, für ausschlaggebend halten, so könnte man von einer Entwicklung Mniochs überhaupt nicht sprechen. Diese Litanei verkörpert, wie er selbst sagt, sein System[9]). Da er es aber noch zu einer Zeit, als er Kant kaum kannte[10]), aufstellte, so darf man es nicht für bindend halten. Es ist nur das Gerippe, in das er — allerdings bis zu seinem Tode — seine jeweiligen neuen Gedanken füllt. Daraus ergibt sich schon, welchen Maßstab man an seine Philosophie zu legen hat. Ihr Wert besteht für uns und auch für Mnioch nur darin, daß sie eine Kraft in seinem Leben bedeutete, die zur Welt der Romantik mit beitrug.

Der Mensch ist geteilt in Vernunft und Sinnlichkeit. Dieser Gegensatz bleibt bestehen, hat aber Veränderungen erfahren. Die bisher einfach gedachte Vernunft ist in moralische und politische geteilt[11]), die, wie schon ihr Beiwort sagt, den Kompromiß mit der Sinnlichkeit zu schließen hat, um diese moralisch zu bessern, zu erheben, damit wir in Einklang mit der moralischen Vernunft kommen, die an uns nur ihre unbedingten Forderungen stellt. „Die moralische Vernunft an sich verheißt und droht der Sinnlichkeit gar nicht[12])." Aber irgendwie muß sie doch zum Menschen in Beziehung stehen. Es fragt sich also zunächst: „Hat der Mensch ein Gewissen, und wie ist es beschaffen?"

Das Gewissen.

Nach den Worten der Litanei (1799) vermag der Mensch an sich nicht gut und schlecht zu unterscheiden. Man vergleiche hierzu die Bemerkungen im zweiten Bande der „Sämtlichen auserlesenen Schriften" unter K. Die allein das Gute wissende Vernunft (das Ich) muß dem Herzen alles Nötige vorschreiben, es erst erziehen. Da Herz und Gefühl dasselbe sind, Gewissen aber ein Gefühl ist, kann es selbstverständlich aus sich heraus nichts Gutes (Wahres) wählen. Ein Gewissen kann von der Vernunft (dem Ich) in der Sinnlichkeit erst erzogen werden. Diese Behauptungen, die wir schon in der Litanei von 1794 fanden, hat er in der von 1799 wieder aufgenommen[13]). Das ist ein Beweis, wie wenig er Kant verstanden hat. Mnioch bleibt eben das Maßgebende, daß es die Kluft zwischen Vernunft und Sinnlichkeit gibt, und er darunter litt. Er wollte eigentlich nicht einen Gedanken zu Ende denken, sondern in sich widerstreitende Gefühle gestalten. Das ist sein Grundtrieb als Dichter.

Daher kann es nicht verwundern, daß den angeführten Behauptungen vom Gewissen andere gegenüberstehen, die früher formuliert worden sind und doch eine Entwickelung zeigen, da sie stärkeren Einfluß Kants aufweisen. In einer neuen Litanei[14]) im ersten Bande, der „Sämtlichen auserlesenen Schriften" heißt es:

„Was recht ist, wissen wir! Dein Ebenbild,
Das deine eigene Schöpferhand, o Gott,
In unser Innerstes gesiegelt hat,
Trägt in der reinen Umschrift deinen Willen,

Und wen Gepräg' auf Gold und Silber nicht
Geblendet hat, der wird ihn lesen können,
Verständ' er auch das Buchstabieren nicht . . . ."[15])

Damit will Mnioch anscheinend sagen, daß jeder Mensch ein Vermögen mitbekommen hat, gut und schlecht zu unterscheiden. Er ist also zu dem Schlusse gekommen, daß es ein Gewissen gibt. Diese Annahme ist gegenüber den früheren Behauptungen wichtig, weil nun das Gewissen nicht erst künstlich gebildet zu werden braucht, sondern den Menschen als moralischem Wesen eigen ist. Was aber stellt es dar?

Wollte Mnioch mit den zitierten Versen sagen, daß das Gewissen ein Erkenntnisvermögen ist, das aus sich erst den Menschen anhält, gut zu handeln oder liegt es im Unterbewußtsein, ist es gleichsam ein Gefühl und stellt es selbst einen Trieb zum Guten dar? Es muß hier auf die umgeänderten Anmerkungen der Litanei von 1799 hingewiesen werden. Da sagt Mnioch: „Die Zufriedenheit und Unzufriedenheit, womit sie — nämlich die moralische Vernunft — alleine belohnen oder bestrafen kann, ist die Disharmonie des Pflichtgesetzes mit dem freien Willen, insofern solche gedacht, nicht insofern sie empfunden wird[16])." Da das Empfinden in die Sphäre des Sinnlichen gehört, kann es nicht in Beziehung zur moralischen Vernunft gesetzt werden. Was soll aber die Unzufriedenheit, insofern sie gedacht wird? Mnioch weiß sehr wohl aus dem täglichen Leben, daß wir unzufrieden sind, wenn wir gegen das moralische Gesetz gehandelt haben, aber er darf nicht zugeben, daß das ursprüngliche Unzufriedenheitsgefühl gegen etwas Unmoralisches gerichtet sein kann, da es doch als Gefühl selbst unmoralisch ist. Er schlägt sein eigenes Bewußtsein tot. Nach Mnioch empfindet man nicht Schlechtes, sondern man weiß es, und damit wir es auch empfinden, muß die (politische) Vernunft die Sinnlichkeit erst erziehen. Gewissen bleibt also ein Wissen von gut und schlecht, das zeitlich dem Empfinden vorangeht. — So will es die Vernunft!

Er selbst kommt aber trotzdem nicht von der Tatsache los, daß im Menschen, wenn er etwas Schlechtes getan hat, eine ursprüngliche Unzufriedenheit herrscht, die durchaus nicht eine gedachte voraussetzt. Jene ist ein aufsteigendes Gefühl gegen etwas Bestehendes, das aufgehoben werden soll, ist also ein Trieb. Anders kann im Menschen das Drängen zum Guten, wenn er vor einer zweifelhaften Tat steht, auch nicht genannt werden. Zwischen moralischem Gesetz und dem Ich des Menschen muß ein lebendiges triebhaftes Verhalten liegen. Denn, wenn im Menschen nicht ein Wille ist, zu dem, was das moralische Gesetz will, ja zu sagen, wird keine abstrakte Erkenntnis uns dazu bringen, moralisch zu handeln. Das könnte Mnioch nicht zugeben.

Zu seinen Erkenntnissen hat ihm die göttliche Vernunft verholfen. Aus der Notwendigkeit ihrer Begriffe glaubt Mnioch zu einer Gewißheit ewiger Wahrheiten kommen zu können. Daß dieser Glaube sehr schwach ist, wissen wir längst. Ihm steht ein aus den Tiefen seines Wesens auftauchendes Gefühl gegenüber, das auf Tatsachen beruht und zu anderen Ergebnissen kommt, die zwar nicht theoretisch formuliert werden dürfen, aber noch deutlich genug hinter

den Worten stehen. Um das zu merken, lese man den Aufsatz „Über Bilder und bildliche Vorstellungen des Todes“ (1798)[17]). Da heißt es: „Eine erhabene Unzufriedenheit mit uns selbst bestraft uns, wenn wir auf Kosten der Wahrheit, der Treue, der reinen Menschenliebe, kurz wenn wir durch Übertretung der Pflicht auch den sichersten zeitlichen Vorteil gewonnen haben.“[18]) Er führt empirische[19]) Fälle an, aus denen hervorgehen soll, daß der Mensch in gewissen Augenblicken das Gefühl einer Unlust nicht los wird, weil er schlecht gehandelt hat oder im Begriffe steht, es zu tun.“ . . . So drückend sie — nämlich Sinnlichkeit, Fleisch und Blut — es immer fühlen mögen, jenes (moralische) Gesetz . . . beweist sein Dasein, seine Kraft[20]).“ Kräfte können nur im Reich des Konkreten wirken. Wenn also Mnioch behauptet, das Gesetz übe seine Macht auf uns aus, so muß der Mensch in sich auch einen Trieb haben, der auf die Wirkungen des Gesetzes nicht allein reagiert, sondern ihnen auch entgegenkommt, sie bejaht. Aus folgenden Sätzen könnte man meinen, Mnioch nehme das auch an. Gut werden, gut sein, ist unsere einzige Bestimmung, „die sich in ihren Wirkungen selbst nicht zerstören kann, sondern ihr Ziel in der Unendlichkeit sucht. Man genießt endlich genug, man genießt zum Übermaß, zum Ekel; aber nie ist man genug oder zum Übermaß gut gewesen[21]).“ Darum sollen wir „gut sein ohne Aufhören, in die Ewigkeit hin[21])!“ Diese Forderung, die aus seinem eigenen Gefühl entstanden, also ohne Frage ein Bekenntnis ist, erhält aber ihre Gewißheit, so würde Mnioch sagen, nicht aus dem eigenen Bewußtsein, sondern sie wird aus Resultaten gefolgert. Das gibt seiner religiösen Einstellung weiterhin den unwahren abstrakten Charakter.

Es ist eine Gefahr, Behauptungen einen Sinn unterzulegen, den sie äußerlich nicht zeigen. Es muß aber gesagt werden, daß Mnioch zwischen dem, was sich folgerichtig (?) aus Vernunftschlüssen ergibt und dem, was ihm gegeben ist, schwankt. Dieses will sich Bahn brechen, wird aber von der Vernunft unterbunden.

So kann man gemäß den beiden Gegensätzen ein Doppeltes aufstellen: Das Gewissen der Vernunftreligion ist ein intellektuelles Vermögen, — das es praktisch nicht gibt —, das Gewissen seiner Herzensreligion liegt in der eigenen Gefühlssphäre und ist ein Trieb zum Guten, zum Moralgesetz, zu Gott; es wird aber nicht beachtet.

Nachdem nun festgestellt ist, daß für Mnioch das Gewissen ein Wissen von gut und böse, ein intellektuelles Vermögen ist, so muß jetzt untersucht werden, wie sich nach Mnioch der Mensch als solcher zum Moralgesetz, das er jetzt vom Menschen geschieden hat, verhält. Denn dieser hat doch irgendwie zu ihm in Beziehung zu stehen. Das Problem sieht auch Mnioch. Er sagt: „Die moralische Vernunft an sich verheißt und droht der Sinnlichkeit gar nicht[22])“. „Sie zwingt aber dieselbe mittels des freien Willens[23])“. Damit sind wir zum Problem der Freiheit gekommen. Ist der Mensch frei oder bestimmt?

Die Freiheit.

In der Litanei von 1794 wird von Freiheit überhaupt nicht gesprochen. Aber aus dem, was bisher im vierten Abschnitt behandelt wurde, kann die

Freiheit selbstverständlich nur der Vernunft zukommen. Wäre Mnioch sich klar geworden, daß das Ichbewußtsein dem ganzen Menschen eigen ist, so wäre das Problem sehr viel eindeutiger. Von der Vernunft nimmt Mnioch an, daß sie als göttlicher Teil im Menschen frei ist, aber realiter in ihm mit der Sinnlichkeit zu kämpfen hat, so daß man nach Mnioch von einer Freiheit des Menschen erst sprechen könnte, wenn die Sinnlichkeit besiegt ist. Das aber tritt erst im Tode ein. Mnioch löst nämlich in der Tat die Freiheit noch nicht vom Materiellen los, wenn er auch einigemale sagt, daß es auf den guten Willen und nicht auf die Erfüllung ankomme. Danach läge die Freiheit nur im Bewußtsein. Klar wird Mnioch diese Vorstellung nicht. Systematisch ausgeführt ist nur der Kampf der Vernunft um eine materielle Freiheit von der Sinnlichkeit, für deren Schwäche sie sich bedankt. Daraus muß man schließen, daß für Mnioch der Mensch als solcher frei ist, da er rein äußerlich von der Sinnlichkeit angegriffen wird. Er kämpft gegen sie, wird durch sie stärker und ist im Tode einen Quälgeist los. Es liegt so ein Verhalten vor, wie zwischen einem Menschen und einem kleinen Tierchen, das ihm auf dem Kopf zu schaffen macht. Wollte man ihn darum unfrei nennen? Von einer inneren Freiheit oder Abhängigkeit, die im Bewußtsein liegt, ist überhaupt nicht die Rede.

In den nächsten Jahren scheint sich eine Wandlung zu vollziehen. In den erläuternden Anmerkungen der Litanei von 1799 kommt er zur schon oben zitierten Behauptung: „Die moralische Vernunft an sich verheißt und droht der Sinnlichkeit gar nicht“[22]). „Sie zwingt aber dieselbe mittels des freien Willens“[23]). Zunächst muß auch diesmal festgestellt werden, was denn eigentlich das Ich, die Person vertritt. Er sagt: die moralische Vernunft an sich .... drohe der Sinnlichkeit gar nicht. Mnioch nimmt also noch immer die Teilung an und kommt zu keiner richtigen Vorstellung menschlichen Ichbewußtseins. Das Schlechte im Menschen wird weiterhin nur einem ihm anhängenden Teile, der Sinnlichkeit zugesprochen. Praktisch hat also das moralische Gesetz nur für diese und nicht für den ganzen Menschen Geltung und Zweck. Denn das Ich hat garnicht die Möglichkeit, auch schlecht zu sein. Es ist vernünftig und daher frei. Es leitet die Wirkung der moralischen Vernunft, da es alleine mit ihr verkehren darf, zur Sinnlichkeit über. Der für Mnioch ganz überflüssige Freiheitsbegriff ist auf Kantischen Einfluß zurückzuführen. Mnioch selbst ist zum Kern des Problems nicht vorgedrungen,nämlich ob der Mensch insofern frei ist, daß er fähig ist, moralisch zu handeln, daß er verantwortlich zu machen ist und daß er sein Schicksal bestimmt, insofern damit sein ethisches Ziel gemeint ist, unendlich gut zu werden[24]). Er dringt zum eigentlichen Probleme nicht vor, da er das Entweder-oder, vor dem das Ich in ethischen Handlungen steht, gar nicht kennt. Das ergibt sich wieder daraus, daß er nicht erlebt hat, daß die verschiedenen Triebkräfte im Ich liegen: ich tue gut und ich tue schlecht. Er bleibt bei der Vorstellung, daß der vernünftige Teil des Menschen, der das Ichbewußtsein trägt, Gut und Schlecht erkennt und nur die Sinnlichkeit schlecht ist. Was soll da der Freiheitsbegriff, da ja nach Mnioch das Ich sowieso gut und keiner Anfechtung ausgesetzt ist. Es weiß das Gute und hat dieses bei der Sinnlichkeit nur durchzusetzen. Wenn man fragen würde, wozu, würde Mnioch antworten,

daß wir in gefühlvollen Einklang mit dem moralischen Gesetz kommen, daß wir aus Neigung folgen usw.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß die Teilung der Vernunft in moralische und politische[25]) ohne Erfolg geblieben ist. Mnioch hat zwar gemerkt, daß das moralische Gesetz nicht so einfach mit dem Menschen identifiziert werden kann, daß zwischen beiden eine Spannung bleiben muß; aber da er weiter bei seiner Teilung in Vernunft und Sinnlichkeit bleibt, ist er nicht zum eigentlichen Freiheitsprobleme vorgedrungen[24]). — Aber Mniochs System soll nicht gerettet werden. Es mag die Tatsache genügen, daß er theoretisch die Freiheit des Menschen bejaht. Jetzt gilt es zu zeigen, ob Mnioch selbst sich frei oder abhängig fühlt. Dieses Problem ist für die Arbeit sehr viel wichtiger.

Da die Freiheit ein Gefühl ist, nur im Bewußtsein liegt, also etwas rein Persönliches ist, läßt sie sich nicht durch Reflexionen erobern. Sie ist ein ursprüngliches Gefühl und hängt unbestreitbar mit dem Naturell eines Menschen zusammen. Daß soll sich auch auf Mnioch beziehen. Wie fühlte er sich als Mensch?

Man mag krank oder schwächlich sein, dennoch kann man große Willenskraft besitzen. Deshalb brauchte auch Mniochs schwächliche Natur kein Abhängigkeitsgefühl hervorzurufen. Viel mehr ins Gewicht fällt für das Freiheitsproblem Erziehung, Herkunft, Blut, das Land, in dem man seine ersten Eindrücke gewonnen hat. Mnioch ist seinem Geblüte nach Masure. Sollte das nicht seine Wirkungen hinterlassen haben? Es wurde schon im dritten Abschnitte gezeigt, daß er etwas wie eine Last mit sich herumträgt, daß seine Sehnsucht ungestillt ist, und er sich gebunden fühlt. Trotz der Betonung der allmächtigen Vernunft hat er früh den rationalistischen Optimismus verloren; er hat sich nie isoliert frei gefühlt, sondern blieb von den „Dingen an sich" abhängig, so sehr er gegen sie ankämpfte. Denn es ist bei ihm nicht so, daß er mit dem Vernunftschluß, daß alles Konkrete nur Schein ist, zufrieden ist, sondern er drängt, da er sich intellektuell nicht befreien kann, von seinen Gefühlen aus zur Wirklichkeit, zu dem mystischen Reiche der Dinge. Zwischen diesem und ihm, der Person, bleibt ein leerer Raum, den er überfliegen möchte. — Er brachte nicht die Stärke auf, den Glauben von der Vernunft zu befreien. Er schämt sich seiner Gefühle und glaubt sie nur im Hinblick auf die moralisch-ästethische Erziehung bejahen zu dürfen.

Mnioch ist Dichter. Schon daraus ergibt sich, daß er einen Gedanken nicht systematisch, abstrakt verfolgen konnte. Er vermochte nur in Bildern zu denken; er hatte die Materie nötig, um sich ausdrücken zu können. Wie sollte ein Dichter mit ihr spielen? So drängt Mnioch schon als Dichter unwillkürlich immer wieder in die sogenannte Welt des Scheins und gestaltet sie, deutet sie und freut sich ihrer konkreten Formen.

Fühlt Mnioch sich also abhängig oder frei? Diese Frage ist wesentlich anders als die: Ist nach Mnioch der Mensch frei oder nicht? Er würde in dieser Zeit unbedingt antworten: frei. Denn das sagt ja Kant. Aber zwischen dem, was ein Mensch sagt und dem, was er gestaltet, kann ein großer Unterschied sein. Die erste Frage kann nur damit beantwortet werden, daß er sich

abhängig fühlt. — Nun gilt es zu fragen, wovon? Von einem Gesetz, von Gott oder gar vom Schicksal? Denn auch dieser Begriff ist aufgetaucht und verlangt seine Klärung.

Übergang zum Schicksalsglauben.

Die beiden ersten Bände der „Sämtlichen auserlesenen Schriften" sind angefüllt mit Litaneien, Gebeten und Theorien über sie. Er bittet in ihnen den liebevollen Vater vielleicht noch inniger als in den „Kleinen vermischten Schriften". Er redet sich so in die Gottesvorstellung hinein, daß er selbst an einzelnen Stellen vergißt, daß sein Gebet eine Selbsttäuschung ist. Er spricht also weiter von Gott. Daß Mnioch die Vorstellungen von ihm theoretisch ablehnt, ist zur Genüge erörtert. Wie aber stellt sich sein Bewußtsein die Gottheit vor? Daß ist eine sehr schwierige Frage, da jede in sein Bewußtsein auftauchende Gottesvorstellung sofort vom Intellekt umgebogen wird. Man könnte annehmen, daß sich in Mnioch Gott nur als Druck, als Macht äußert, der er sich nur unklar hinzugeben wagt. Daher könnte er diesen Gott auch mit dem unpersönlichen Moralgesetz identifizieren, wenn nicht doch ein Rest von einer persönlichen Gottesvorstellung bliebe, die dem Gesetz als solchem nicht zukommen kann. Im System heißt es: moralisches Gesetz, im Ichbewußtsein wird daraus notwendigerweise eine persönliche Macht. Wie sollte es anders sein! Für Mnioch und seine Zeit hat diese unreine Vermengung von Gott und Gesetz im Bewußtsein weittragende Folgen.

Mnioch fühlt sich abhängig von einer außer ihm befindlichen Welt. Nun kommt es darauf an, ob das Macht ausströmende Objekt ein allgemein gültiges Gesetz ist oder ein persönlicher Gott, der zu dem einzelnen Menschen in Beziehung steht und auf seine Bitten und seine Inbrunst einzugehen vermag. Diese Vatervorstellung lehnt Mnioch, obwohl sie ihm die liebste ist, kraß ab. Bestehen bleibt aber für ihn das Abhängigkeitsgefühl und das selbstverständliche Personifizierenmüssen einer auf ihn wirkenden Kraft. Da sie nicht der Vater, sondern, wie die Vernunft vorschreibt, das Gesetz ist, so entwickelt sich daraus für Mnioch: das ohne Rücksicht auf die Menschen wirkende Gesetz und, da es als lebendige Potenz unwillkürlich personifiziert werden muß, das Schicksal. Es ist das blinde, ohne Liebe waltende Gesetz, das zu uns Menschen keine Beziehung hat, aber dem wir in seiner boshaften Gesetzmäßigkeit etwas Persönliches leihen.

In den Gebeten sagt Mnioch, daß Gott das Schicksal lenke. Dieser Satz ist aber nur poetisch zu verstehen. Erst in der neuen Litanei (1798) bekommt das Schicksal einen selbständigen Platz. Da behauptet er, daß „Genie Gabe der Natur und seine Ausbildung zum größeren Teile ein Werk des Schicksals ist"[26]). Damit wird ausgesprochen, daß der Mensch trotz seiner Vernunft in vielem abhängig ist, und deswegen nicht auf die anderen Mitbrüder hochmütig herabsehen soll, wenn er begabter ist. Wer verteilt die Güter, die die Menschen auch mitbestimmen? Die Vernunft? Was gehen sie reale Dinge an! Ein persönlicher Gott existiert nicht, — so muß es das Schicksal sein. Der Lauf der

Welt ist Mnioch jetzt festgelegt. Er weiß, daß „die Weisheit" seiner (Gottes) Güte

„Von keinem Opfer, keiner Träne sich
Bewegen läßt, im großen Gang der Dinge
Ein Rad zu hemmen . . ."[27]).

Wenn das Mniochs wahre Erkenntnis ist, so werden seine innigen Worte zu Gott zu lächerlichen Farcen.

Vernunft- und Herzensreligion als solche.

Nachdem an zwei einzelnen Beispielen, die man noch vermehren könnte, die beiden Gegensätze aufgezeigt worden sind, sollen nun die Vernunft- und Herzensreligion als solche noch betrachtet werden, wie Mnioch selbst sie darstellt. Daraus wird am besten hervorgehen, in welchem Zwiespalt er sich befindet.

Das „Bedürfnis"[28]) des „religiösen Herzens[28]) nach „sinnlicher Gottesverehrung"[28]) „wird bleiben, solang dem Menschen Religion überhaupt etwas wert ist und insofern er durch die Vernunftreligion als bloßer Gedankensache, zwar die Zweifel der Vernunft über seine letzte Bestimmung (als abhängiges Naturwesen) zum Schweigen bringen, aber die Unruhe und Sehnsucht seines Herzens nicht stillen, und sein Gemüt nicht erheben kann"[29]). „ . . . Für die(se) Harmonie der bloßen Vernunft mit sich selbst haben Herz und Phantasie keine Empfänglichkeit. Alles Übersinnliche ist ihnen nur insofern etwas, als es auf sinnliche Art ausgedrückt wird und auf diesen Ausdruck sinnlich wirkt. — Um sich beruhigen und zu erheben, verlangen sie eine Erscheinung (wenn ich so sagen darf) aus der unerscheinbaren, wenigstens unerschienenen, Welt. Sie sehnen sich nach einem Umgang mit dem geglaubten Gott; sie wollen mit ihm reden wie Kinder mit ihrem Vater; sie wollen Verkehr treiben an den Grenzen des künftigen Lebens, an den Pforten der Wohnung Gottes, diesseits an den Mauern ihrer himmlischen Heimat. Zwar können ihre Wünsche nur durch Täuschung befriedigt werden: aber diese Täuschung ist Wahrheit für sie, oder wirkt doch wie Wahrheit. — Es gibt daher eine Religion der bloßen Vernunft und eine Religion des Herzens"[30]). Es sei noch eine Stelle angeführt. „Eine innere Erfahrung, (wozu aber freilich ein aufmerksamer Blick in unser Inneres erforderlich ist) lehrt uns, daß von dieser Handlung (etwa des Betens), dieser menschlichen Annäherung zur Gottheit, eine uns überall begleitende, zwar gewöhnlich dunkle, aber oft auch im Stillen kräftig wirkende Vorstellung der Allgegenwart Gottes zurückbleibt, wie sie uns die bloße Vernunft nicht geben kann, noch will. — Ich glaube, daß selbst der theoretische Gottesleugner von dieser Vorstellung, die bei ihm durch Beten, in vielleicht früher Jugend, gewirkt wurde, nicht ganz sich losmachen könne"[30]).

Mnioch will seine eigenste persönliche Sehnsucht auf das Herz übertragen und sie durch Erziehung irgendwie erklären und entschuldigen. Doch es nützt ihm nichts. Aus den angeführten Stellen, die man beliebig vermehren kann, geht zu deutlich die Sehnsucht nach der konkreten Welt hervor. Er glaubt doch an sie, — aber mit einem schlechten Gewissen.

Nach dem, was bisher ausgeführt wurde, könnte man vielleicht annehmen, Mnioch habe nie so recht dem Rationalismus gehuldigt. Das hat er wohl, und wie das Ende zeigen wird, hat er ihn auch nicht überwunden. Jeder Mensch bleibt ein Kind seiner Zeit, und nur die Nachwelt liebt es, Einschnitte zu machen.

In Mnioch lagen viele Möglichkeiten und die eine führte ihn zur Romantik. Die Kraft, die von vornherein dem Rationalismus fremd gegenüberstand, war Mniochs religiöses Gefühl. Dies wollte er mit den Kindereindrücken entschuldigen. Es war aber sicherlich die religiöse Kraft, die den deutschen Oststämmen eigen und noch heute nicht erloschen ist.

Solange der Glaube an die Vernunft unbedingt in ihm vorherrschte, blieb damit der harmonisch gebildete Mensch das lebendige Ziel. Ihm hatte alles in der Zeit Tätige zu dienen. Man betete nicht aus eigener tiefer Inbrunst zu Gott, sondern nur um sich zu rühren und sich dadurch moralisch zu bessern. Die Religion ward zur Kunst aller Künste, zu einer Fertigkeit herabgedrückt. Noch im zweiten Bande der „Sämtlichen auserlesenen Schriften" sagt er, daß „der vernünftige Zweck alles Gebetes . . . nicht in Gott (den Angebeteten) sondern einzig in den Menschen (in den Beter) zu setzen"[31]) ist. Der Mensch ist alles. Diese Vorstellung ändert sich zwar nicht in seiner Theorie, der er weiter treu bleibt, aber in einzelnen Sätzen und später in den Gedichten. Mit dem Aufbrechen seines Gefühls, mit dem Empfinden, daß etwas außer uns stärker ist als wir, mit dem Beginn seiner Sehnsucht nach dem mystischen Reich der Dinge, verliert der Mensch an Wert. Er wird zum Ding unter Digen. Er ist nicht mehr allein Betrachter der Welt, sondern steht wieder in ihr darin; er will zurück in ein Land, aus dem er stolz hinausgegangen ist. Er möchte untertauchen und sich einmal wieder vergessen. Welchem Romantiker isi dies geglückt? Novalis? Am leidenschaftlichsten, wollüstigsten drängte Werner zur Auflösung; doch er bog stets wieder aus[32]) und blieb Betrachter seiner eigenen Wollust. Dieses Nicht-von-sich-loskommen ist auch bei Mnioch bis zur Krankhaftigkeit gesteigert. Es ist nicht so, daß sein Gefühl aufbricht, daß der ganze Mensch explodiert und in seinem Bewußtsein eine Einheit bildet, sondern heimlich schwelt im Unterbewußtsein das arme Gefühl, das Herz, und er gibt diesem schmerzenden und zehrenden Feuer nicht offen reine Nahrung, sondern steckt ihm heimlich etwas zu. Das füllt die Welt mit Dampf und Rauch, in dem Geister auftauchen und ihr Scheindasein führen. Nähme man die Nebelwand weg, es bliebe ihm eine kalte nüchterne Welt zurück. Dieser Nebel, der erst nur Mittel sein sollte, das Herz einzuhüllen, wird aber allmählich eine eigene Welt, die sich behauptet. Religion und Kunst, einst Dienerinnen der moralischen Vernunft, erhalten jetzt ihren Eigenwert. Den persönlichen Gott, die klar umrissenen Dinge hätte die Vernunft zu leicht für Schein erklärt, aber die „feine Sinnlichkeit" duldete sie schweigend. So dringt Mnioch nicht zu den Dingen vor, die ihm in ihrer Wahrheit nackt und häßlich vorgekommen wären, sondern nur zu ihren schattenhaften Umrissen. Kunst ist nicht mehr Darstellung wirklichen echten Lebens, sondern wird ihm selbst Leben, wird zum Spiel seiner Phantasie. Sie erhält daher bei Mnioch jetzt ihren besonderen Platz.

Angst vor dem Tode.

Im Leben des Menschen gibt es einige Erscheinungen, gegen die sein Intellekt waffenlos ist. Zu diesen gehört der Tod. Er ist noch wirklicher als das Leben, da man ihn nicht unterbinden kann. So wurde er in seiner unbarmherzigen Wirklichkeit auch das Objekt, das Mnioch am meisten zu fürchten hatte. Dem Verstand bot der Tod die größten Schwierigkeiten, und das Herz bebte vor dem Ungewissen. Der Verstand hielt dem Herzen einen notwendigen Begriff vor, es selbst aber wollte ewiges Leben. Dieses „Es" dürfte wohl Mnioch selber sein. Er hatte Angst vor dem Nichts. Er wollte stolz und mit dem, was die Vernunft ihm sagen konnte, zufrieden sein, aber die Unruhe seines Herzens vermochte nicht gestillt zu werden. Da wird ein glücklicher Ausweg gefunden. „. . . Wo der Mensch in der Hinfälligkeit seines irdischen Wesens . . . . dem unbiegsamen Eigenwillen des Geschicks sich unterworfen fühlt, da erlaubt, da rät die Vernunft, die Schrecken der Wirklichkeit mit Bildern des Trostes und der Hoffnung zu bekleiden . . .; die Fessel der strengen Notwendigkeit mit Blumen zu umwinden und so das sonst widerstrebende Herz zu leiten nach seiner Weise[33])". Es folgt Mniochs Begründung, deren gefährliche Folgen er nicht übersieht. „Die Vernunft darf dies erlauben, ..., denn sie ist überzeugt, daß jene Abhängigkeit des irdischen Menschen von der Gewalt der Natur und des Schicksals nur Bedingung seines gegenwärtigen Daseins . . . .[34])" ist, „Selbst der Tod, dieser letzte und entscheidende Beweis von der despotischen Obergewalt der Natur über das, was an unserem Wesen der Erde angehört, — ist im Auge der glaubenden Vernunft eine bloße Täuschung. Sie sieht in ihm eine Verwandlung des Zufälligen, um das Wesentliche auf die Stufen eines höheren Daseins zu führen[35])". Das wäre recht und gut, wenn Mnioch sich mit seiner Vernunft identifizieren könnte, aber der Tod läßt ihn wie sein armes Herz empfinden, und er braucht die Phantasie, um ihn auszuhalten. Im folgenden Zitate tritt klar hervor, wie notwendig sie wird. Um die Wirklichkeit zu ertragen, eröffnet die Vernunft „der geschäftigen Phantasie ein weites Feld, um, nach dem Bedürfnis des Herzens, die freundlichsten Gegenden zu erschaffen, die bessere Welt, die der träge Sinn nicht erreicht, in idealischer Schönheit sich auszubilden . . . . Mit einem Wort: hier ist der Religion für Phantasie und Herz von der Religion der bloßen Vernunft ein großer Schöpfungs- und Wirkungskreis angewiesen. Hier dürfen wir keinen Irrtum fürchten; das tröstendste Bild wird das wahrste sein . . . .[36])." In diesem Satze steckt einer der verhängnisvollsten Grundtriebe zur Romantik. Mit ihm ist aller Phantastik freier Lauf gelassen. Unter dem Deckmantel, man beschwichtige das arme Herz, aber nicht sich, wird ein gefährlicher Selbstbetrug ausgeführt. Sentimentalität, Kitschigkeit, ja Betrügerei, müssen notwendige Folgen sein. Man darf alles darstellen und sagen, wenn es nur das Herz zu rühren weiß, mag es noch so unwahr sein.

Um diese seine Entwicklung und das Folgende begreifen zu können, muß jetzt über die Kraft gesprochen werden, die in Mniochs Leben die größte Rolle gespielt hat, d. i. seine junge Frau.

25. Kapitel.

Maria.

Maria wurde am 1. Februar 1777 in Neuschottland bei Danzig geboren[37]), „wo ihr Vater eine Unteroffiziantenstelle[38]): bekleidete. Sehr bald übertrug man ihm eine Inspektorstelle am Packhofe in Neufahrwasser[38]). Er starb früh und hinterließ seine Frau mit 4 Kindern in bitterster Armut. In Neufahrwasser war keine Möglichkeit, sich irgendwie einen Nebenerwerb zu schaffen[39]). Zudem waren die Eltern „Fremdlinge in Preußen"[39]). Aus dieser Not rettete die Familie ein neuer Stiefvater[40]), der zwar selbst kaum zu leben hatte, aber doch die Familie zusammenhielt und ihr eine bescheidene Existenz gewährte. Er war „ein Däne von Geburt"[41]) und als Buchbinder bei der Registratur der westpreußischen Accise- und Zolldirektion angestellt[41]). In dieser Umgebung wuchs Maria auf.

Ihr reiches Innenleben ließ sie aber die drückenden Verhältnisse nicht spüren. Der Verlust einer kleinen Lieblingsschwester, die sie hatte warten müssen, hatte ihre Phantasie besonders gesteigert[42]). „Eine geraume Zeit, war ihr die Stelle, wo die Wiege der Schwester gestanden hatte, schauerlich angenehm. Abends, wenn sie sich allein im Zimmer befand, fühlte sie sich nach dieser Stelle hingezogen. Sie ging mit Zittern, setzte sich dort nieder, träumte sich Wiege und Schwester zurück und es dünkte ihr, als sollte sie die Hand ausstrecken, um das geliebte Kind in Schlaf zu wiegen, wie sonst geschehen war. Doch dauerten diese Träume nicht lange, sie erschrak über ihre Einsamkeit, sie eilte zur Haustüre und schaute in die weite, dunkle Ostsee, die ein paar Schritte von ihrer Wohnung am Ufer brauste. Dies Brausen machte sie ruhig[43])". Wenn sie des Morgens aufwachte und einen Gegenstand an der Stelle, wo sonst die kleine Wiege gestanden hatte, liegen sah, war ihr dies Gerät widerlich, und sie mußte es fortnehmen[44]). So verschloß sich Maria vor der Außenwelt und lebte mit dem geliebten Kinde in einem schmerzlich-süßen Traum. Sie war kein munteres Kind; frühreif sonderte sie sich, wie ihr späterer Mann, von den Gespielinnen ab, um eine eigene Entwicklung zu nehmen. Bald wurde sie „wegen ihres sanften Herzens und einer gewissen stillen Besonnenheit . . . von den Familien der dortigen Honoratioren ausgezeichnet und gerne zur Gesellschafterin ihrer Kinder gewählt[45])." Mnioch wurde auf sie aufmerksam und wandte seine Hauptkraft ihrer Erziehung zu, so daß sie bald Freunde miteinander wurden. „In ihrem 14. Jahre gewann sie ein vorzügliches Interesse an Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges. Um auch die Einleitung in dieser Geschichte im ganzen zu fassen, versuchte sie den Plan derselben auszuziehen[46])." Ihr Interesse für diesen furchtbaren Krieg wußte sie selbst nicht zu erklären. Am meisten wunderte sich ihr Lehrer darüber, der sich ihren klaren Blick und ihr Verständnis für reale Dinge nicht zu erklären wußte. Denn ihm verkörperte Zeit seines Lebens das Weib die andere für ihn nun einmal etwas minderwertige Hälfte des Menschen, das „ewig unmündige Herz", das alles nur ahnen, aber nichts begreifen konnte. So war es nicht zu verwundern, daß

ihm Maria bald in Vielem überlegen war[47]). Ihren scharfen Blick konnte Mnioch zunächst beim Theaterspielen[48]) auf einer kleinen im Schulhause errichteten Bühne bewundern. Am merkwürdigsten fand aber Mnioch, daß dieses sonst so ernste Mädchen eine Vorliebe für „lächerlich-satirische"[49]) Rollen hatte. „Eine medisierende Dame, ein geschwätziges Dienstmädchen, eine Mode- und Putznärrin, eine mürrische Alte, die mit ihrem Gesinde zankt und bald darauf sehr vertraulich mit der Magd sich über die Wirtschaft der Nachbarn unterhält . . . bildete sie so lebendig, und ohne Übertreibung nach, daß man überrascht wurde und sich wundern mußte, wie sie die hierzu erforderlichen Beobachtungen mit so richtigem Blick gemacht habe[50])!" Die Vorliebe für das Theater blieb ihr auch später, so daß sie es nicht zu besuchen wagte, aus Angst, sie könnte ihrer Neigung nicht widerstehen, selbst aufzutreten[51]). Mit 16 Jahren wurde sie die Gattin ihres Lehrers[52]). In demselben Jahre noch (1793) ging aber die Schule ein, und Mnioch wurde auf „Wartegeld" gesetzt[52]). Eine für ihn am Danziger Gymnasium in Aussicht genommene Stelle bekam er wegen einer falsch ausgelegten Schrift nicht[52]). Damit wurde jegliche Hoffnung auf eine Versorgung vernichtet. „Gegen drei Jahre" hatte die junge Frau „eine kümmerliche Wirtschaft zu führen, bis endlich ihrem Manne[53])" die Stellung eines Assessors bei der Südpreußischen Lotteriedirektion in Warschau (1796) übertragen wurde[54]). Dankbar schien die Familie aufatmen zu können, als schon wieder das Unglück über sie hereinbrach. Maria trug ihr drittes Kind unter dem Herzen, als sie nach Warschau zogen. Die Reise, die Aufregungen in der fremden Stadt, das andere Klima mögen die an sich schon zarte Frau so mitgenommen haben, daß sie der „zwar schweren, aber nicht widernatürlichen Geburt[55])" am 18. April 1797 erlag. Sie war gerade 20 Jahre alt geworden. Diesen schweren Verlust hat Mnioch nicht überwunden. Er heiratete zwar zum zweiten Male, doch werden ihn nur die Rücksichten auf die Kinder dazu bestimmt haben. Von ihm selbst liegen keine Bemerkungen über die zweite Frau vor; dafür stellt sie Werner als höchst beschränkt dar[56]). Maria war Mniochs einziges großes Erlebnis.

Bald nach ihrem Tode gibt er einige „zerstreute Blätter[57])" von ihr heraus, die zum großen Teile im ersten und zweiten Bande der „Sämtlichen auserlesenen Schriften" aufgenommen worden sind. Später werden diese und andere noch aufgefundenen Notizen von Mniochs Verleger Anton in einem selbständigen Bande veröffentlicht[58]). Maria hat niemals daran gedacht, ihre kleinen Gedichte, Epigramme und Notizen drucken zu lassen[59]). Nichts hätte ihr ferner gelegen, als ihren häuslichen Rahmen zu verlassen. Auf keinen Fall wollte sie für „ein literarisches Frauenzimmer[60])" gehalten werden, das in Konkurrenz mit den Männern tritt.

Es ist leider hier nicht möglich, ein umfassendes Bild von dieser zarten, tapferen, hochbegabten[61]) Frau zu geben, die als Mensch so sehr viel sicherer und taktvoller als ihr Mann gewesen ist. Aus einigen Gedichten wird ihr Wesen deutlicher werden.

26. Kapitel.

Maria als Dichterin.

Die Mutter. (1794)

Aus einem „Blättchen ohne Überschrift"[62]).

„. . . Komm' uns bald,
Du lieber Fremdling,
In einer guten, stillen Stunde,
Und bring ein liebes Angesicht,
Und bring uns Freuden mit
Und Freudentränen!"[63])

Tränen. (1795)

„Weine du immer, mein Kindlein, diese friedlichen Tränen!
Heiter ist dir das Auge;
Dank sei dem Himmel, du weinest vor Krankheit nicht.
Weine das Mißgeschick der jungen gefesselten Seele,
Dumpfe Sehnsucht des Herzens,
Weine sie ruhig am Busen der Mutter aus!
Auch dies Weinen
Ist ein Glück der Jugend!
Du weißt nicht, was dir fehlet,
Es rinnet, was dich quälet,
Dein dumpf gefühltes Sehnen,
Nach ungebundenem Sein
Dahin in leisen Tränen
Und ruhig schläfst du ein!"[64])

Fortsetzung.

„Wir auch weinen
Tausend Tränen;
Doch sie mehren
Unser Sehnen:
Ruhig weinen wir uns nicht!
Wir bedenken
Was uns fehlet,
Wir berechnen
Was uns quälet,
Wir versteh'n, was uns gebricht!
Ruhig weinen wir uns nicht!"[65])

Diese Gedichte sind aus dem Jahre 1794/95, da sie die ersten Mutterfreuden erlebte. Ohne zu reflektieren, ganz innig in ihrem Glücke, verläßt sie nicht ihren Rahmen, sondern bleibt in ihrer kleinen Welt und fängt hier genug Eindrücke auf, um aus ihnen eine große aufzubauen. Wenn sie morgens ihre

Stube aufräumt, die Sonne durch die Fenster auf ihr kleines Mädchen scheint, ist sie selig. Die Freude an der Arbeit läßt sie das Alltägliche adeln und ihr Gedanken wecken, die sie schnell und fröhlich auf ein paar herumliegende Fetzen Papier niederschreibt[66]). Sie werden versteckt, damit der Mann nicht glaube, sie vergesse über dem Schriftstellern die Arbeit. So entstehen ihre Gedichte, Epigramme, Rezensionen und Bemerkungen über Goethe[67]), Schiller[68]), Wieland[69]), Jean Paul[70]), Herder[71]) u. a. damals lebende Dichter. Ihre Urteile sind so freimütig, daß ihr Mann in Anmerkungen[72]) sich entschuldigen zu müssen glaubt. Das wäre nicht nötig gewesen, da ihre Aussprüche häufig nur zu treffend sind. Sie will die Poesie unmittelbar mit dem Leben verbunden sehen, und sie wehrt sich dagegen, daß die Kunst aus dem alltäglichen Leben gehoben werden müßte. Ihr reales Empfinden sträubt sich gegen jede Art von Künstlichkeit. Daher ist sie es, die Mnioch zum Leben führt und ihm dieses als eine nie versiegende Quelle erscheinen läßt. Den Inbegriff alles Lebens sieht er in seinem eigenen Weibe. Was er vor seiner Ehe in Gedichten besungen hatte, war entweder aus einer leichten harmlosen oder schwülen Phantasie entstanden. Nun lernt Mnioch an Maria die Wunder kennen, die ihm alles schenkt, was er sich kaum im Traum zu wünschen gewagt hatte. Denn nicht allein ihre zarte Seele, ihr sicherer Instinkt und ihr starker Charakter üben den entscheidenden Einfluß auf Mnioch aus, sondern vor allem auch die körperlichen Reize, die ihn erschüttern. Er, der bis dahin nur mit dem Verstande arbeitete, mit ihm die Welt zu enträtseln glaubte und in diesem Wahn sein eigenes Wesen verwirrte, mit seinen Trieben in Konflikt geriet, erlebt nun im sinnlichen Rausche, in der Hingabe an den anderen Menschen zum ersten Male das Gefühl des Sichvergessens und Insicheinsfühlens. Es ist aber nicht so, daß Mnioch plötzlich von diesem Erlebnis übermannt und ein anderer wird. Keineswegs. Die Teilung des Ichs in Vernunft und Sinnlichkeit bleibt praktisch und theoretisch weiterbestehen, und nur innerhalb dieser Teilung vollziehen sich die Wandlungen. Mnioch entwickelt sich sehr langsam. Erst 1800 entsteht die „Vermählung"[73]), ein Hymnus auf die Vereinigung der Geschlechter, auf das Mysterium des Lebens. Drei Jahre ist Maria tot, und erst die Erinnerung an das sinnlich-geistige Glück, das er durch sie erlebt hat, ruft die letzte Entwicklungsphase entscheidend hervor, die mit seiner eigenen Formulierung die romantische genannt sei.

27. Kapitel.

Die „Vermählung".

Aus der „Vermählung" geht am deutlichsten hervor, was die neue Epoche bestimmt. „Die Hauptidee (dieses Gedichtes), in der zugleich die Tendenz des Ganzen liegt, ist: den Beischlaf, unbeschadet aller Reize, die er für eine gesunde Sinnlichkeit haben muß, als eine heilige Naturhandlung zu schildern, und zwar in der eigentlichen Vermählung zum Erzeugen — ja als eine Handlung, die sogar durch die Verbindung zum Ehestande, d. i. zum Zusammenleben als Gatten und Eltern unter einerlei Schicksal, eine religiöse Würde empfängt[74])."
Hieraus ergibt sich, daß für Mnioch die Vermählung nicht allein ein poetischer

Vorwurf, sondern auch zu einer heiligen Handlung geworden ist. Die vom Intellekt unterjochte „Sinnlichkeit“ hat sich Bahn gebrochen und durch die Natur ihren eigenen Wert erhalten. Und würde Mnioch sich klar sein, so würde er zugeben, daß die zurückgedrängten Triebe seines Ichs sogar jetzt die Oberhand gewonnen haben. Damit tritt die Vernunftreligion noch mehr zurück. Was neben ihr sich Geltung verschafft, soll im folgenden erläutert werden.

Den alten Gegensatz hatte Mnioch bisher selbst mit den Begriffen Vernunft- und Herzensreligion formuliert. Ich hatte die Gegensätze und die sich in ihnen vollziehende Entwicklung behandelt und festgestellt, wie er einerseits an den persönlichen Gott glauben möchte, andererseits diesen ablehnt, und wie er dadurch zum Schicksalsglauben gedrängt wurde. Zu diesen Problemen war er durch die in seinem Innern sich abspielenden Kämpfe zwischen Intellekt und seinen eigenen Trieben gekommen. Er geriet in ein psychologisches Chaos. Daß ihm dieses zur Qual wurde, und er jetzt nur einen Wunsch hatte, in sich wieder zur Einheit zu kommen, läßt sich nur zu leicht begreifen. Das Leben, sowie er es zu nehmen verstand, bot ihm nicht die Möglichkeit, aus dieser Zersplitterung herauszukommen. Er war keine so kraftvolle Natur, um sich dem Leben in die Arme werfen zu können. Erst durch Maria gewann er eine konkrete Welt und das Erlebnis der Einheit, das er bis dahin nur theoretisch zu lösen suchte. Sie verkörperte ihm wohl selbst die Natur, die aus ihrer Fülle schenkende Spenderin, die ihm allein die Einheit von Geist und Sinnlichkeit zur Wahrheit machte. Die bis dahin unterjochte Hälfte seines Wesens fühlte sich nun bejaht, ja als Träger höchsten Glückes notwendig. Mnioch gab sich dem Geschlechtsgenusse hin und gestaltete aus ihm seinen neuen Naturglauben.

„Mutter Erde, und du, o Vater Himmel,
Von Ewigkeit her ist eure Liebe.
Du hältst sie ewig umschlungen mit deinen Armen,
Du ewig-Zeugender,
Die ewig-Empfangende, ewig-Gebärende!“
„Du liegst entgürtet am Busen der Gattin.
Und nackend berührt
Dein zeugender Strahl
Der Erde geöffneten Schoß.
Dann lösen sich ihre schmachtenden Düfte
Sie steigen empor und wärmen sich im Strahl.“[75])

Schon in seinen Gedichten fällt ein starker erotischer Zug auf. Ich erinnere nur an die Bardenlieder, in denen er auch die Zeugung poetisch behandelte. Daß seine Verkennung der menschlichen Natur zu einer erotischen Unsicherheit führen mußte, ist zu verstehen, andererseits scheint aber Mnioch — sollte es slawisches Erbteil sein — einen Hang zum Erotisieren zu haben, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. So ist sein Gedicht „Die Vermählung“ nicht die Gestaltung eines einfachen unmittelbaren Gefühls, sondern ein Ausmalen und intellektuelles Schwelgen in erotischen Motiven. Mniochs Rückkehr zur Natur ist die eines Kulturmenschen, der nicht mehr die Kraft zum unmittelbaren Erleb-

nisse hat. Vielleicht bietet Mnioch nur der Geschlechtsgenuß hierzu Gelegenheit, der aber im Momente der poetischen Gestaltung schon zur lüsternen Betrachtung herabsinkt und die psychologische Spaltung in nichts überwindet. Das Ausmalen ist gleichsam nur ein Surrogat für die fehlende körperliche Vereinigung.

„Die Vermählung“ will ein mystisches Erlebnis geben. Mnioch übernimmt dazu die mannigfaltigsten Ausdrücke aus dem katholischen Ritus[76]).

Mniochs Mystik.

Nun ist die Frage, ist Mnioch wirklich Mystiker? Glaubt er an das, was er poetisch gestaltet hat oder ist es nur ein Spintisieren, ein So-tun-als-ob? So sehr er die Kraft haben möchte, sich aufzugeben, an die Verwandlungswunder zu glauben, bleibt es doch nur ein Wunsch, ein Spielen mit diesen Worten; die Erfüllung ist ihm versagt. Es ist bei ihm nichts ernst zu nehmen als nur die Sehnsucht nach Einheit; ob aber diese mystisch ist, bleibt eine andere Frage.

Wie soll Mnioch nach einer solchen Entwicklung, die Möglichkeit aufbringen, etwa an die Urmutter Natur wirklich glauben zu können? Glauben setzt als solcher von vornherein eine Spannung zwischen Subjekt und einem bestimmten Objekt voraus. Doch wo ist hier eine Spannung? Das, was in ihm drängt, reißt nicht den ganzen Menschen zu einer einheitlichen Gestaltung mit, sondern der Intellekt wählt etwas für das drängende Herz aus; der Stoff bleibt gesucht. Zwischen ihm und dem Dichter klafft eine Spalte, die zu überbrücken ein Traum Mniochs — vielleicht der ganzen Romantik — blieb.

Doch was erst getrennt ist, kann in der Entwicklung der Geschichte sich einen. Sie scheidet und bindet; Wirkungen entstehen und vergehen. Nicht Wert oder Unwert läßt sie entscheiden, sondern allein das, was sich Bahn bricht. So hat auch bei der Betrachtung Mniochs das Vermögen vor dem Wollen zurückzutreten. Und auch dieses ist sinnvoll. Denn die Welt, nach der Mnioch strebt, ist nicht vom Zufalle bedingt, sondern er wählt sie aus inneren persönlichen Bedingungen heraus. Mag sie noch so fern geblieben sein, nur ein sehnsüchtiger Traum, für die Betrachtung der Geschichte ist auch diese ersehnte Welt von großer Wichtigkeit.

Sollte die Romantik zu ihrer Zeit wenig erreicht haben — was sehr zu bestreiten ist — so sind zum mindesten die Wirkungen ihres Wollens für die Geschichte von Wert und für das Leben noch nicht zu Ende. Der Wunsch, sich an den Quellen des Volkes wieder zu laben, mögen sie noch so fern, ja unerreichbar für uns sein, wird uns vielleicht unser wahres Spiegelbild vor Augen führen und uns so zum Volke einen. Denn das ist das Ziel aller Romantik: Aufgehen im Ganzen, unmittelbares Teilhaben am ersehnten Objekte, sei es Gott, Natur oder Volk. Das Wesen der Romantik ist sinnlich und religiös. Das mag auch aus Mniochs Leben deutlich hervorgehen.

Um in der Tat Mystiker zu sein, fehlte also Mnioch die Glaubenskraft, die Bestimmtheit Gottes. Mystik ist nicht ein einfaches verschwommenes Gefühl, ein bloßes Augenschließen, sondern ein intensives Gerichtet-sein auf Gott, der,

bevor die unio mystica eintritt, sehr wohl als Du ersehnt wird. Ohne Spannung ist auch Mystik nicht denkbar. Indem der Mensch sich leer macht, zieht er mit tiefster Inbrunst, mit allen Sinnen den außer ihm seienden Gott ein und wird nun erst mit ihm eins. Diese Spannung fehlt Mnioch ganz. Er hat ja keinen Gott. Den, zu dem er in der Kindheit betete, hat die Vernunft mit einer Geste abgemacht. Was bleibt, ist nur ein diffuses Gefühl, — und dies nennt er mystisch. Es ist nicht aus einem Glücksgefühl, sondern aus Resignation entstanden.

Und noch ein Moment ist da, was der Bildung einer mystischen Gottesvorstellung fremd gegenübersteht; er glaubt doch eigentlich an einen persönlichen Gott. Der aber ist ein gänzlich anderer als der des Mystikers. Jenem ist man verantwortlich. Er belohnt und verdammt. Er ist der liebende Vater, der stets etwas anderes als das Ich bleibt. Er ist ein Gott praktischer Liebe, der Gott des freien Willens.

Diese protestantischen Vorstellungen gehen auf die Augustinisten, Scotisten und Occamisten und nicht auf den Thomismus zurück, dem die deutsche Mystik nahe steht. Nach Duns Scotus hat Gott die Welt aus absoluter Willkür geschaffen. Er untersteht keinem Normbegriffe. „Über diesen seinen völlig indeterminierten Willen hinaus gibt es keine Ursachen. Der Wille Gottes mit seinen durch nichts bestimmten schöpferischen Entschlüssen ist die Urtatsache aller Wirklichkeit, nach deren Gründen nicht mehr gefragt werden darf . . ."[77]) Ferner lehrte Duns, „daß die Seligkeit ein Zustand des Willens, und zwar des allein auf Gott gerichteten Willens sei; er sieht nicht im Schauen, sondern erst in der Liebe, die jenes überragt, die letzte Verklärung des Menschen, und er beruft sich auf das Wort des Apostels: „Die Liebe ist die größte unter ihnen"[78]). Diese Worte entsprechen Mniochs sehnsüchtigen, aus der Kindheit herrührenden Anschauungen vom liebenden Vater, die er nur nicht vor dem Intellekt durchzusetzen wagt. — Deshalb hätte Mnioch nie zur wahren Mystik kommen können.

Das äußert sich noch darin, daß er den Begriff der erhabenen Religion nicht fallen läßt. Nimmt man die rationalistischen Momente, die Mnioch noch mit diesem Begriffe verbindet, so bleibt in ihm die Tendenz, den Menschen frei und offen vor seinem Herrgott hinzustellen. Der Mensch kämpft in diesem Falle mit seinen Schwächen und Leidenschaften; er will etwas gestalten. Er stellt das Du weit über sich und opfert sich ihm in grenzenloser Liebe. Wo diese Tendenz durchdringt, führt sie über die historische Romantik hinaus. Mnioch wäre daher wohl nicht zum Katholizismus übergetreten. In seiner Lage konnte er nur zerbrechen.

Tragisch ist, daß Mnioch sich nicht zu einem seiner Triebe bekennen kann. Wirr durcheinander strömen die verschiedenen Quellen, so daß ein Strudel entsteht, in dem sein Ich untergehen muß. In Mnioch ist ein dauerndes Wollen und Sehnen, dem der Intellekt nicht zu folgen vermag . Er ist das Erdenschwere und ist am meisten durch die Zeit bedingt. Daher darf aus der „Vermählung" nicht gefolgert werden, ihn habe jetzt der Glaube an die Mutter Natur gepackt. Sie ist nur ein neues Objekt seiner Sehnsucht, auch nur ein diffuses, mystisches Gefühl. Andere Mächte, wie der persönliche Gott bleiben

weiter bestehen. So sehr diese beiden Begriffe in der Mnioch'schen Formulierung und Anschauung sich als solche ausschließen, besteht aber in der Haltung Mniochs zu ihnen doch ein Zusammenhang.

Es wurde gezeigt, daß der Glaube an den persönlichen Gott sich in Mnioch nicht durchdringen konnte, ohne deswegen aber zu verschwinden. In dem Kampfe zwischen Vernunft- und Herzensreligion hatte sich so der Schicksalsglaube bilden müssen, der sozusagen als dritte übergeordnete Macht nun auch in Mnioch eine Rolle spielte, — aber eine feindliche. Mit dem persönlichen Gott kam er nicht in Verbindung, da Mnioch zu ihm nicht durchstieß. Das Drängen aber nach einem liebevollen Wesen, nach Überwindung der psychologischen Zerrissenheit, des Zwiespaltes zwischen Leib und Seele blieb mehr denn je bestehen. Da erlebt er die Einheit im Geschlechtsgenuß. Die Reinheit Marias mag diesen noch gesteigert haben. So entsteht der Glaube an die Urmutter Natur, deren Symbol Mnioch die Vermählung scheint.

Sie ist, wie die Ausführung seiner Hauptidee zeigt, zunächst und vor allem eine heilige Naturhandlung, deren Mysterium darin besteht, „daß ein an sich tierisches (oder besser chemisch-animalisches) Bedürfnis in der Würde eines höchsten Symbols (der Seelenvereinigung) und in der Würde einer Möglichkeitsbedingung zur Erlangung eines noch höhen Zwecks (des neuen Schaffens) erscheint . . .[79])," aber sie soll auch durch den Ehestand zu einer religiösen Würde erhoben werden.

Damit wird ein Moment angeführt, das mit der Heiligkeit des Naturglaubens nichts gemein hat. Die Moralreligion macht sich geltend. Für sie kann die geschlechtliche Vereinigung nur eine traurige Notwendigkeit und keine heilige Handlung sein. Die Anführung der Vernunft wirkt in diesem Gedichte geradezu grotesk.

Aber auch des persönlichen Gottes gedenkt Mnioch, da er den Druck des Schicksals gerne von sich lösen möchte, daß nur durch jenen überwunden werden kann. Die Mutter Natur ist gütig, aber das Schicksal ist stärker. „Das Vertrauen zur Natur kann unsere bange Erwartung des Schicksals nicht mäßigen. Es sind zwei verschiedene Prinzipien, von denen unser Wohl und Wehe abhängt"[80]). Aber zu einer persönlichen Lösung kommt Mnioch nicht. Er führt nur die Möglichkeit an[81]).

Übt nun keine Kraft einen entscheidenden Einfluß aus? Dauernden Eindrücken unterworfen, in sich verwirrt, ringend mit seiner eigenen von Kant und Fichte so betonten moralischen Würde, vermag er sich nicht zu entscheiden. Der erhabenen Vernunftreligion, die zwar auf der eignen Größe des Menschen basiert, entspricht doch am meisten der Glaube an den persönlichen Gott. Beide Anschauungen verlangen Stellungnahme, Bekenntnis, Verantwortung und praktische Nächstenliebe, beide sind sozial. Hätte Mnioch sich nur von dem Rationalismus Kants und Fichtes[82]) befreien können, so hätte er zu seinem persönlichen Gott gefunden, und er wäre zu der ersehnten Sicherheit gekommen. Doch diesem Gotte stand die selbstsetzende Vernunft gegenüber, die also auch Gott aus Notwendigkeiten setzte, und die Anspruch erhob, nur der Gott habe Gültigkeit, den sie beweise. Dieser Glauben war in Mnioch kläglich zusammen-

gebrochen. Das Gefühl wollte einen existierenden wirklichen Gott, aber die Vernunft bewies, daß dieser nur einem Bedürfnis, aber keiner Notwendigkeit entsprang.

Aus diesem Zwiespalt hat sich Mnioch nicht mehr befreien können. Er duckte sich gleichsam unter der göttlichen Vernunft, drängte aber heimlich zu anderen Mächten, die aber nicht imstande waren — wie schon nachgewiesen wurde — ihm tatsächliches Glück zu verleihen, weil das Schicksal über ihnen stand.

Es ließe sich jetzt die Frage aufwerfen, warum dieses nicht von dem Naturgefühl überwunden wurde? Was hat denn Mnioch unter Natur erlebt? Hat er je Luft und Erde gerochen, hat er je zwischen den Dingen gestanden? Dazu fehlten ihm die natürlichen Sinne. Natur blieb ein sehr phantastischer Begriff, ein Wunschobjekt. Wie die Reize des Weibes dem jungen Anakreontiker etwas Lüsternes und Verborgenes blieben, so enthüllte sich ihm auch nicht die Natur, weil er nicht nackend unter nackten Wesen sein konnte. Etwas von ihrer dämonischen Kraft und Fülle erlebte er aber doch. Marias Leib bot dem rationalistischen Schulmeister zum ersten Male Wunder der „Urmutter Natur". Um sie aber auszuschöpfen, waren seine Sinne schon zu abgestumpft. Er vermochte nur den Coitus selbst als Erlebnis zu fassen ,der aber trotz aller Wollustempfindungen nur ein Stoß ins dunkle Nichts bedeutet. Der Geschlechtsgenuß in seiner nie zu erreichenden Stillung kann nur zur Selbstvernichtung führen, die ihrerseits wie bei Werner selbst zur Wollustempfindung werden kann. Natur ich Mnioch also nicht das All des Pantheisten, sondern nur die Spenderin des Geschlechtsgenusses selbst. Daß dieser aber das drohende, boshafte Schicksal nicht überwinden kann, dürfte eindeutig sein.

Vielleicht wirkte es auf Mnioch besonders schwer, weil er doch eigentlich von der Vorstellung nicht loskam, daß jegliche Sinnlichkeit etwas Schlechtes sei. In dieser Auffassung war er groß geworden, und die spätere rationalistische Theorie verstärkte noch diesen Glauben. Ihm hätte also eigentlich der Geschlechtsgenuß als ein verbotenes Glück erscheinen müssen. Wenigstens läßt sich aus dieser Annahme sehr wohl erklären, daß das Schicksal in Mnioch eine immer größere Rolle spielte. Der persönliche Gott hätte sinn- und liebevoll gestraft, doch das Schicksal ist boshaft und gönnt dem Menschen nicht das kleinste Glück. Es entspricht dem bösen Geist des primitiven Menschen. Auch das ist ein Beweis, daß in Mnioch ursprüngliche Mächte wirken und uralte Vorstellungen wieder auftauchen, die psychologisch nicht zu erklären sind. Das, was in Mnioch wirr durcheinander strömt, ist nicht eins aus dem anderen zu erklären, etwa, daß das, was in ihm zur Mystik drängt, Degenerationserscheinungen eines intellektuellen Zeitalters seien, sondern Mensch bleibt Mensch, und jedem Zeitalter ist es gegeben, von irgend welchen Urkräften befallen zu werden. Angst, Wollust, Machthunger, Grausamkeit, Liebe, Sehnsucht zu Gott sind Triebe, die ewig da waren und wirken. Sie mögen teilweise verschwinden, dafür tauchen sie ein anderes Mal in Komplexen auf und erschüttern die Menschen bis zur Verzweifelung. Es wäre zu billig, Menschen wie Mnioch und Werner deswegen abzutun, weil sie einen Teufel mehr im

Leibe haben als eine gesittete spätere Generation. Die romantische Bewegung drängt wieder zu den ursprünglichen Quellen des Menschen vor, getrieben von irrationalen Kräften. Und wer wollte diese negieren?

Aus diesem wirren Durcheinander sehnte sich Mnioch begreiflicherweise heraus. Es hatte ihn so zermürbt, daß er nichts als leben wollte, — aber nicht sich verlieren, wie der Mystiker, sondern er wollte bewußt das Gefühl von Geist und Leib erleben mit Betonung des Ichbewußtseins. Dies geht aus den Analekten[83]) hervor, deren Behandlung nun erfolgt.

28. Kapitel.

Analekten II. Sehnsucht nach Leben.

„Der Mensch möchte ewig leben"[84]), aber „es ist Streit im Menschen zwischen dem Gefühl seiner Knechtschaft unter der lastenden Ohnmacht der Natur, dem unbezwinglichen Eigenwillen des Schicksals — und dem unertötbaren Anstreben zwischen beiden, sowie dem lebendigen Bewußtsein sich im Geist über sie hinwegschwingen zu sollen"[84]). Damit will Mnioch sagen, „daß der Trieb nach sinnlichem Leben und Wohlsein . . . unendlich"[85]) ist. Seine von Sorgen und Angst zerquälte Seele wünscht jetzt nichts anderes als einige Minuten irdischen Glückes, das ihm neben anderen feindlichen Mächten auch die moralische Vernunft versagt. Die Auflösung der Disharmonie des inneren Menschen mit seinem jetzigen Leben, die sie ihm gewährt, läßt sein Gemüt kalt, für das noch immer „die Disharmonie des . . . durch Furcht und Hoffnung unmittelbar im Gefühl selbst bestimmten Lebens, mit dem Druck der Natur, der Tyrannei des Schicksals, und der Despotie der Pflicht"[86]) bleibt. „Es bleiben Gebrechlichkeit, Ohnmacht, Verkanntsein, Schmachten, Wunden und Tod und die freie Dahingabe des Wohlseins und Lebens als ein herzbeklemmendes Gefühl, ob auch die Pflicht es geboten habe"[87]). „Nicht bloß nach Frieden der Gedanken, nach Beruhigung der Zweifel des Begriffs, ringt der Mensch; allgemeine Harmonie ist sein umfassendes Sehnen[88])". Bei diesem Begriff, auf den sich seine ganze Ästhetik aufbaut, ist Vorsicht geboten. — Es könnte wieder so scheinen, daß seine Sehnsucht die des Mystikers sei, zumal die Beiwörter mystisch[89]), magisch[90]) fast auf jeder Seite der Analekten auftauchen. Begrenzen wir diesen Begriff zunächst negativ. Er will also nicht das erhabene Gefühl erringen, daß die Erfüllung des kategorischen Imperatives verleiht. Warum aber nicht?

Zunächst deshalb nicht, weil jede Pflichterfüllung mit Entsagen verbunden ist, er aber nach seinem vielen Kummer gerade das Glück des gewöhnlichen Sterblichen will. Doch ein anderer Grund scheint entscheidender zu sein. Das erhabene Gefühl verleiht die Vernunftreligion, die eine Unsterblichkeit annimmt, in der der Mensch nur Geist ist, in der er nur Augen hat, aber kein Herz zum Empfinden[91]). Mnioch stellt sich also das Weiterleben eines Ichs ohne Ichbewußtsein vor, da ein solches als sinnliches Phänomen nur an irdische Verhältnisse geknüpft sein kann. Deswegen konnte Gott auch nicht lieben, da er eben reiner Geist ist. Eine solche Unsterblichkeit ist in der Tat ein reiner

Unsinn. Sie entspricht auch ganz und gar nicht einer mystischen Vereinigung in Gott, denn Mnioch will das Ich erhalten, das nur nicht mehr empfinden darf. Darum will Mnioch noch hier auf Erden, die Einheit fühlen, die die theoretische Vernunft im Jenseits verspricht, die man aber nicht erleben kann, weil das Herz unten geblieben ist. So dürfte es klar sein, daß seine Einheit nicht die des Mystikers ist. Das wird später noch deutlicher werden.

Der persönliche Gott, der zur Vernunftreligion — wie schon erwähnt wurde — in einem gewissen Verhältnis steht, wird von der Vernunft weiterhin als Angstprodukt des Menschen formuliert. Da er realiter nicht ist, kann der Mensch sich doch nicht auf die Dauer an ihn wenden. Den ständigen Selbstbetrug konnte auch Mnioch nicht ertragen. Was Wunder, daß er sich dem hinwandte, was ihm die gütige Mutter Natur schenkte.

Sie läßt das, was er ersehnte, ewiges Leben, Einheit, Glück wenigstens für wenige Minuten[92]) erleben; — wirklich geben kann sie es auch nicht. Das Schicksal steht ihr gegnüber, das unerbittlich in unser Dasein greift und im Augenblick jede ästhetische Einheit zerstört. Da soll sich der Mensch — anders weiß sich Mnioch keinen Rat — auf sein moralisches Bewußtsein besinnen[93]). In einem erhabenen Ansturme stürme er gegen das Schicksal los und überwinde es durch das Bewußtsein eigener moralischer Größe.

Der Glauben an diese Kraft des Menschen ist aber in Mnioch schon so schwach und vielleicht auch so belanglos geworden, daß er nicht imstande wäre, einen neuen Schicksalsschlag zu ertragen. Je heißer die Sehnsucht nach Ruhe wird, und je weniger er an den persönlichen Gott glauben kann, desto größer wird die Macht des boshaften Schicksals.

Nur für Minuten vermag sich der Mensch vor ihm zu retten[92]), wenn ein Gegenstand der Natur oder auch der Kunst ihm „lebendige Seelenruhe“[93]), „allgemeine Harmonie“[94]) gewährt. Sie ist in erster Linie ein Glücksgefühl, das dadurch zustande kommt, daß Geist und Leib harmonisch ausgeglichen sind. Wie weit so etwas möglich ist, kann hier gleichgültig bleiben. Mnioch ist sich selbst darüber nicht klar geworden, wie der Verlauf der Arbeit zeigt. Es mag genügen, daß diese Harmonie ein Gefühl der Einheit von Leib und Geist und eine Auflösung der menschlichen Dissonanzen verleiht, zu denen die Kämpfe zwischen Neigung und Pflicht und zwischen Natur und Schicksal gehören. — So sehr dieses Gefühl auch über die Natur erhebt, so ist sie es dennoch, die dem Menschen das Glück schenkt, weil jeder Genuß und jede Empfindung nur naturhaft sein kann. Diese Harmonie soll eine Auflösung sein, aber sie ist grundverschieden von der des Mystikers. „Wir wünschen . . . aufgelöst zu sein und doch Christum zu schauen“[95]) und wir haben den „mystischen Wunsch“[95]) „ein freier Geist zu sein in erfreulicher Sinnlichkeit“[95]). Ein solches Sehnen verbindet sich nicht mit echter Religion, weder mit der des Mystikers noch mit der, die den persönlichen Gott verehrt. Auch der an diesen glaubende Christ will sich opfern und verschwenden, allerdings für ein Objekt, das dem Mystiker fremd ist. Sein Gotteserlebnis ist egozentrisch. Bei Mnioch ist dies nicht der Fall. Er ist im praktischen Christentum erzogen worden, und seine ganze Natur verlangte von Anfang an ein bestimmtes Objekt, an dem es seine Liebe, seine Tat-

und Formkraft betätigen konnte. Er vermochte nur den persönlichen Gott zu verehren, dem Schlecht und Gut unüberbrückbare Gegensätze sind.

Was Mnioch zu seiner Mystik führt, ist in erster Linie Resignation, Flucht vor der Realität des Lebens, Sehnsucht nach irdischem Glück und Befriedigung primitiver religiöser Gefühle. Anders können diese dem Menschen angeborenen Triebe nicht bezeichnet werden, die in der Romantik wieder an die Oberfläche drängen und die gar nicht alle eine spezifisch christliche Umformung erfahren. Mystik sprengt sowieso jeden dogmatischen Rahmen. Die Triebe, die also in Mnioch zu einer Mystik tendieren, sind zum großen Teile allgemeiner Natur, wenn sie auch ihre Ursachen in der Erziehung durch die Eltern, also einer bestimmten religiösen Anschauung haben, die auf dem persönlichen Gotte basiert. Ihr individueller Inhalt wird von Mnioch nicht bejaht. Dazu hat er nicht den Mut, vielleicht auch nicht das Vermögen. Er bleibt in seiner Entwicklung auf der Stufe stehen, wo der intellektuelle Mensch zwar richtig Positives erkennt, vielleicht auch von ihm berührt wird, aber nicht zum Eigentlichen durchstößt. Im täglichen Leben äußert sich dies in Erscheinungen, wie Geister zitieren, Tischchenrücken usw. Sie sind Surrogate für echte Religion, die dem Ästheten zu tief ist. Er liebt „die unendliche Unbestimmtheit, und das Dämmerlicht“[96]). In Mnioch wie vor allem auch in den Schlegels steckt ein großes Stück Ästhetentum. Nicht umsonst ist die Anschauung „l'art pour l'art“ aus der Romantik erwachsen. Bei Mnioch läßt sich dies aus den Einflüssen der Anakreontik erklären, deren Gedichte in erster Linie einen Selbstgenuß darstellen. So ist auch die Harmonie, durch die die Schönheit hervorgerufen wird, nicht ein reines frommes Gefühl eines Menschen, der sich vergessen oder opfern, sondern das eines Genießers, der den vollkommenen Menschen erhalten und sich als Mensch erfreuen will. Für den Christen ist seine religiöse Welt wirklich, und in dem Momente, wo er sich ihr hingibt, ist er ein anderer. Mnioch möchte diesen Zustand mit seinem momentanen Bewußtsein erleben, d. h. genießen. Das verträgt sich nicht mit echter Religion. Das Leben gewährt dem Menschen keine Harmonie, sondern nur Gegensätze, für die der Mensch sich entscheiden muß. So stark ist Mnioch nicht. Er läßt sich von seiner Sehnsucht treiben, deren eigentliche Quelle seine religiöse Neigung und Erziehung ist. Doch zu seinem eigentlichen Gott dringt er nicht vor, da der Intellekt dazwischen steht. So wählte er seine romantische Zwischenwelt aus, an die er nicht fest zu glauben brauchte. Sie verlangte kein Bekenntnis.

Mnioch hat sich also nicht gewandelt. Wie er schon damals für den harmonischen Menschen, für den ästhetischen Zustand und nicht für die Überwindung des Menschen eintrat, so will er auch am Ende seines Lebens sich nicht aufgeben.

„Weg, weg, ihr Seraphim, ihr könnt mich nicht erquicken.
Weg, weg, ihr Heiligen und was an Euch tut blicken.
Ich will nun eurer nicht: ich werfe mich allein
Ins ungeschaffene Meer der bloßen Gottheit ein,“

singt Scheffler im „Cherubinischen Wandersmann“. Wieviel tiefer ist die Sehnsucht des Angelus Silesius!

Für Mnioch ist seine Harmonie tiefstes religiöses Gefühl, obwohl das theoretisch nicht begründet ist. Er befindet sich in einem Widerspruch, der nur wieder daraus zu erklären ist, daß sein Religionsbegriff ästhetisch orientiert ist. Denn die Harmonie erfährt der Mensch durch ein wahrhaft schönes Kunstwerk. „Die wahre Schönheit jedes Kunstwerkes . . . . verkündigt in seiner Form eine stille Harmonie des Gedankens mit dem Gefühl, und eine lebendige Seelenruhe, welche . . . . die Gebrechlichkeit und Vollkommenheit der Dinge mit jener milden und tröstlichen Würdigung betrachtet, die wir die ästhetisch-religiöse nennen“[97]). Vor einem solchen Werke „fühlen wir uns, lieben wir uns gleichsam auf wenig Augenblicke in jenen Frieden hinein“[98]). Man wird an Claudius Abendlied erinnert. Ohne Frage klingt hier eine mystische Sehnsucht an. Nur geht Mnioch nicht in diesem Abendfrieden auf. Ihn quälen noch zu viele andere Fragen. Die Harmonie ist mehr rationalistisch konstruiert als gefühlt.

Er bleibt bei seinem alten Systemgerippe von Vernunft und Sinnlichkeit. Da selbstverständlich eine Kombination für Mnioch mehr als eine Potenz bedeutet, steht eben auch das ästhetisch-religiöse Kunstwerk höher als das erhabene, das den Menschen einseitig beeinflußt. Obwohl dies der Vernunftsreligion entspricht, also höher stehen müßte — wie Mnioch auch zugeben würde, so beweist er selbst das Gegenteil. Im ästhetisch-religiösen Gefühl erlebt der Mensch den Gott des säuselnden Windes. Dieser aber ist stärker als der des brausenden Sturmes, der in uns erhabene Wirkungen erzeugt. Und persönlich sehnt sich Mnioch nur nach der lebendigen Seelenruhe, die alle Dissonanzen in ihm auflöst und doch sein Ich bewahrt.

Ästhetik.

Aus diesen kurzen Ausführungen kann man sich ohne weiteres Mniochs Ästhetik erklären. Er stellt vier verschiedene Künste auf mit vier verschiedenen Zwecken, die aus der Aufzählung der Künste zu ersehen sind. Es gibt eine „physisch-nützliche, scientivisch-erläuternde, oratorisch-wirkende und (eine) rein-ästhetische“[99]) Kunst. Die oratorisch-wirkende soll den Menschen, wenn er vom Unglück gebeugt ist, so emporreißen, daß in ihm die Sinnlichkeit über die Sinnlichkeit in einem mystischen Siege gleichsam „auf eigenen Trümmern“[100]) triumphiert, indem nämlich einerseits die Sinnlichkeit in Grund und Boden gestampft wird, andererseits sie (als Ichbewußtsein gedacht) stolz sich des Sieges freut. Auf Mniochs psychologische Unkenntnis kann nicht weiter eingegangen werden. Es mag die Feststellung genügen, daß das oratorische Kunstwerk vor dem ästhetischen zurücktritt, die Schönheit von der Wirkung abhängt und jegliche Kunst noch immer Zwecken unterworfen ist.

Aber wie Mnioch Zeit seines Lebens flache und tiefe Gedanken nebeneinanderstellt, so kann er auch in dem einen Abschnitt die Kunst von außer ihr liegenden Zwecken abhängig machen, im folgenden sie von solchen befreien und sie nur als Ausdruck lebendigen Lebens gelten lassen. Man kann nicht sagen, daß solche Gedanken nur übernommen sind. Er hatte für sie schon ein Organ, nur kam er nicht von seinen einmal gefaßten rationalistischen Kategorien los. In sein altes Gerippe nimmt er neue Gedanken und Empfindungen auf,

die wie Fremdkörper wirken. — „Die Regung und Kraft des Lebens, des Äußeren und Inneren, wie es vom geistigen Innewerden tätig und leidend gefaßt wird, macht dem Menschen die Brust beklommen, er will damit hinausdringen und sein geistiges Innere in der Sphäre des Materiellen verkünden"[101]). Die Seele bleibt ein Geheimnis wie das Kunstwerk, das der Mensch aus sich herausstellt. Niemand wird es enträtseln, da seine Betrachtung „unendlich" ist[102]), „weil es ein Leben lebendig ausspricht[102])". „Es steht als ein Geheimnis da, wie der Mensch selbst, und jeder kann darin auf die mannigfaltigste Art ein Studium des Lebendigen anstellen. Seine Forschungen und Ansichten werden ewig verschieden sein, wie die Forschungen und Ansichten des lebendigen Menschen[103])." Die Konsequenzen aus diesen Herderschen Geist atmenden Sätzen zieht Mnioch nicht. Er geht nicht von der Fülle des Individuellen aus, sondern abstrahiert von gegebenen Begriffen, die keine Wandlungsmöglichkeit haben.

In jenen zitierten Sätzen knüpft aber Mnioch ohne Frage an sein Jugendbekenntnis an, indem er sich zum Ursprünglichen bekennt.

Verhältnis zu Herder und Hamann.

Mnioch hatte damals (vor 1786) die Herdersche Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie"[104]) gelesen, aber ihren Geist nicht in sich aufgenommen. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß Engel einige Jahre später ihn so grundlegend hätte bestimmen können. Von ihm übernahm er die rationalistischen Kategorien, die ihm den Rahmen für seine Gedanken und auch Empfindungen liehen. Trotzdem Herder schon 1778 die bedeutsame Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" herausgegeben hatte, in der er für das Empfindungsleben eintrat, der sinnlosen Scheidung in „oberes" und „unteres" Seelenvermögen ein Ende machte, blieb Mnioch bei dieser Teilung und gewährte weiterhin allein der Vernunft die Vorrechte geistiger Tätigkeit. Es änderte daran auch nichts der persönliche Verkehr zwischen dem jungen Flüchtling und Herder, der sich seiner in Jena annahm, als er 1785 dorthin kam[104]a). Mnioch wurde durch ihn nur in seiner Liebe zu Gleim und E. v. Kleist gestärkt[104]b). Von Klopstock suchte Herder Mnioch gleichsam abzuwenden[104]c).

Er ist also von dem älteren Landsmanne entscheidend nicht beeinflußt worden. Davon könnte man sprechen, als Mnioch mit den Romantikern bekannt wird und er jetzt indirekt Herderschen Geist auf sich wirken läßt[105]). Durch Tieck und die Schlegels[105]) erst wird ihm deutlich, was in ihm gärt. Ob er jetzt sogar zu Haman, den er nicht einmal erwähnt, zurückgreift, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Auf jeden Fall gehen die Betonung ursprünglichen Lebens[105]a), die Anschauungen über die Sprache[105]b) und die Neigung für die hebräische Poesie[105]c) auch auf seinen Landsmann Hamann zurück. Mnioch gehört ohne Frage in die Kette Hamann-Herder, nur daß er mit diesen beiden Männern nicht ihre Stärke und Begabung teilt. Welchen Umweg hat Mnioch machen müssen, ehe er zu seinem Jugendbekenntnis zurückkehrte. Und dabei hat er noch immer nicht verstanden, wo hinaus Herder eigentlich will.

Mnioch bleibt bei seinen deduktiven rationalistischen Begriffen Vernunft und Sinnlichkeit, die er nur abzuändern imstande ist.

Herderscher Geist[105]) spricht ferner aus Mniochs Aufsätzen über die Sprache. — Poesie und Prosa sind keine Gegen-, sondern Nebensätze[106]), die ihre Begründung im Innern des Menschen finden. Mit ihnen werden nicht nur sprachliche, sondern alle menschlichen Ausdruckserscheinungen gefaßt. Zusammengenommen machen sie das sinnlich-geistige Leben, d. h. das menschliche Wesen aus. Dieses kennt zwei Haupttendenzen: „Das Leben in seiner Vollheit, in seinem Dunkel und Licht, in der ursprünglichen Gesamttätigkeit von Gefühl und Gedanke — zu leben; und den bloßen Gedanken in der (Gedanken-) Reflexion (des Lebens) zu orientieren, oder über das Leben isoliert zu denken[107]). Auf diese antirationalistisch klingenden Thesen kann nicht weiter eingegangen werden. Auch sie sind nach dem üblichen Schema konstruiert.

Am Schluß der Behandlung der theoretischen Schriften sei noch die Frage gestellt, ob er den Romantikern oder noch den Rationalisten beizurechnen sei. Mnioch gab keine endgültige Lösung, da er über ihr zerbrach. Zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, Abstraktheit und individueller Fülle, Gesetz und Leben, Form und Inhalt, Mensch und Gott — und wie die Gegensätze weiter heißen mögen — schwankte er hin und her, ohne einen Ausweg zu finden, es sei denn seine Romantik. Diese aber hatte die Kraft zum Kommenden; sie war das treibende Element. Insofern gehört Mnioch zur Romantik, da die Geschichte nur nach dem Werdenden wertet[107]).

Hellenik und Romantik.

In einigen Gedichten[108]) und in einem kleinen Aufsatz[108]) hat er versucht, diesen Begriff noch zu klären, indem er ihn dem der Hellenik gegenüberstellt. Unter ihr versteht Mnioch „den höheren und idealischen Charakter des Antiken"[108]), unter Romantik den „des modernen"[108]). Erkannt wird er „nur im magischen Abglanz der Kunst"[108]), d. h. er wurde von der Form abstrahiert und nicht aus individuellen Bedingungen gefunden. Nur so ist es möglich, daß die Antike so verkannt und als Ideal für die Moderne aufgestellt werden konnte.

Mnioch geht von seinem Begriff des Ästhetischen (des Harmonisch-Lebendigen) aus, den er für die Betrachtung beider Welten voraussetzt. Er vergißt aber, daß sein Schönheitsbegriff individuell fundiert ist, also der griechischen Kunst gar nicht gerecht werden kann, mag er sie noch so preisen. Ferner ist verhängnisvoll, daß er bei den Griechen die Vollkommenheit als naturhafte Anlage[108]), bei dem modernen Menschen dieselbe als Wahl hinstellt. Deshalb kann er zwischen beiden Welten keine qualitativen, sondern nur vitale Unterschiede aufstellen; auf jeden Fall läßt er etwaige qualitative aus diesen erwachsen. „Beim Hellenischen erscheint dies harmonische Leben als Natur, beim romantischen als Wahl; bei jenem ist es Genuß, bei diesem Hoffnung. Die höchste Tendenz alles Romantischen ist Aussicht auf ein mysteriöses Hellenisches"[109]), (das im bewußten Genießen der erträumten hellenischen Harmonie besteht). So formuliert muß die Romantik nicht eine positive, sondern eine

krankhafte Degenerationserscheinung sein, wie sie noch heute vielfach für die romantische Bewegung angenommen wird. Der moderne Mensch ist müde. Zu dieser Behauptung gibt Mnioch selbst in seinen theoretischen Formulierungen und Gedichten genug Beweise, weil er eben auch nicht zu den eigentlichen Quellen, die zu dem Glauben seiner Kindheit strömen wollen, vordringt.

„Da kamen andre Zeiten, graue Nacht
Verschlang der Sonne jugendlichen Schein,
Der frische Lebensgeist war ausgefacht,
Man wollte lebend ohne Leben sein"[110]).

Mnioch bleibt bei der psychologischen Spaltung stehen, die er als Produkt erst des modernen Menschen ansieht. „Der tiefste Grund (zur Romantik) liegt darin, daß wir durch die Künsteleien des Begreifens und Spekulierens eine widerliche Scheidung des Totalgefühls und der Totalansicht des Menschen in ihm selbst hervorgebracht haben[111])."

Diese Spaltung will Mnioch schon als Grund zur Romantik nehmen. Das aber geht nicht an. Das Denken gehört so notwendig zum Menschen wie sein Leben und ist nicht erst eine Erscheinung absterbender Zeitalter. Solange Mnioch als treuer Rationalist an die göttliche Vernunft glaubte, war er eins und sicher, und erst als seine Gefühlsmächte durchbrachen, trat die Spaltung ein. Jetzt hieß es bekennen, den alten Gott erwecken, ihn froh bejahen, — das aber wollte Mnioch nicht. Er suchte in der Vergangenheit das verlorene Glück. In dieser verschwommenen ästhetischen, in der Tat müden Tendenz drückt sich die schwächste Seite der Romantik aus, die sich bis in die moderne Zeit verfolgen läßt.

Und dabei führte nicht die Spaltung, sondern das, was diese erst hervorruft, zur Romantik: der Glaube an Gott und an das ursprüngliche Leben im Menschen, das nur im Kinde gewahrt wurde.

Insofern bedeutet Romantik ein Zurück, wie jede Sehnsucht nach einem Verlorenen geht, wie auch der Weg zu Gott, der die Menschen aus dem Paradiese trieb. Ein Zurück drückt sich weiter darin aus, daß der romantische Mensch nach dem Mutterschoße seines Volkes Heimweh hat.

Denn von ihm getrennt, waren den Kolonisten bald die mitgenommenen Güter versiegt und als die Not am größten war, erscholl der Ruf: Zurück zu den Quellen. Wie aber sollte das möglich sein? Auf fremdem feindlichem Boden hatten sich deutsche Stämme eine neue Heimat erkämpft. Von allen Seiten siedelten Deutsche und Fremde hinzu. Mit ihnen und Einheimischen gründeten die Eroberer neue Familien, die in ihrer andersartigen Blutzusammensetzung ein neuer Bestandteil im Deutschen Reiche wurden[112]). Das feindliche Land, das erst oberflächlich bearbeitet wurde, strömte seine Kräfte aus und ließ die Fremdlinge verwurzeln. Wie sollten sie jetzt heimkehren können? Waren sie denn nicht andere geworden? Eine Rückkehr, wie sie von vielen Romantikern erstrebt wurde, etwa in die katholische Kirche, konnte nur ein aus tiefster Angst gewählter Kompromiß sein.

Die Quellen des Mutterlandes, wie die alte Kirche, sind den Neustämmen auf ewig verschlossen. Wohl ist Orientierung möglich, doch das Heil kann nur im Ergründen eigener Wesensart liegen. Jahrhundertelange Eigenentwicklung, die Angrenzung an das Slawenland gaben solche neuen Kräfte, die nur im Vorstoß gegen den Osten zur Entfaltung kommen können.

Deutschland ist keine Einheit. Durch den notwendig eintretenden Anschluß Deutsch-Österreichs wird der Süden neue Nahrung erhalten und die Gegensätze verschärfen. Nicht umsonst erscholl in unseren Tagen aus dem Munde eines Österreichers der Ruf: Auf nach Berlin, der mehr enthielt als der Kampf gegen Schieber- und Judentum[112]). Hier klaffen zwei Gegensätze, in deren Aneinanderprallen die kommende deutsche Geschichte geschehen wird. Und insofern ist Romantik kein Zurück, sondern ein Vorwärts, das sich entfalten will.

Der Zusammenbruch.

Diesen Glauben kann Mnioch nicht haben. Ihm ist die Romantik Flucht aus dem grausamen Leben. Sie ist ein Augenzumachen vor der moralischen Würde des Menschen, der er sich nun einmal verpflichtet fühlt. Nicht umsonst ging sein Kinderglaube an den persönlichen Gott und nicht vergebens war der Einfluß der großen Rationalisten Kant und Fichte, die Mnioch den kategorischen Imperativ zu verkörpern schienen.

Er sieht in seinem Freunde Fichte nicht den Mystiker, sondern den unbeirrten, an die Kraft des Menschen glaubenden Mann, dem Flucht vor dem Leben eine Schande ist. Fichte hat Mnioch nicht auf dem Weg zur Romantik beeinflußt[113]); dies tat neben den Schlegels wohl nur Tieck[114]). An diesen wendet er sich aber nicht, als er in neue Konflikte gestürzt nicht mehr ein noch aus weiß[115]). Sein Gewissen treibt ihn zu Fichte, dem er seinen Willen kundtut, aus dem Leben zu scheiden[115]). Dieser lehnt kraß Mniochs Absicht als unsittlich ab. Der Mensch hat bis zum letzten Augenblicke seine Pflicht zu tun. Fichte schreibt: „Soviel sehe ich ein: Sie haben sich etwas eingebrockt, vor dessen Ausessen Ihnen graut, und denken nun — — ich sage nicht wollen, oder werden, denn dies . . . . will ich nicht glauben — sich so sachte davon zu schleichen. Dies ist ein feiger Gedanke: Wer das Herz hatte, sich etwas aufzuladen, der muß auch das Herz haben, es zu tragen, oder er ist kein Mann. Besonders bei gemachten Fehlern versöhnt nichts den Fehlenden sicherer mit sich und der Welt, und stellt sicherer seine Ehre bei beiden her, als der Gleichmut, mit dem er die Folgen trägt[115])." Was vorgelegen hat, ist nicht ersichtlich[116]). Auf jeden Fall ist der arme Mann am Ende seiner Kräfte, so daß ihm Fichtes Worte keinen Halt mehr bieten können. Während die Hälfte seines Wesens, die ihn zur Mystik treibt, an dem Wunsche, aus dem Leben zu scheiden, keinen Anstoß nimmt, fühlt sich die andere an das eherne Gesetz der Pflicht gebunden. Nur hat sie keine Kraft mehr, auf den Menschen Mnioch zu wirken. Ihre Last ist zu schwer geworden.

„Lebt wohl, ihr Kinder einer besseren Zeit[117]),
Die mich doch niemals recht und voll erfreut!

Mit trüben Sinnen wollt' ich heiter singen,
Drum hab' ich stets verzweifelt am Gelingen.
Gelungen ist mir nichts auf dieser Welt.
Mein Dasein selber scheint nicht wohlgelungen.
Ich bin mir selber niemals klar gewesen,

— — — — — — — — — — —

So geh ich dumpf, wie ich gekommen bin . . . ."[118])
„An alle Götter hab' ich treu geglaubt,
Drum ist der Zweifel nimmer zu verzeihn[119]).

— — — — — — — — — — —

und

„. . . . nimmer hoff' ich auf Versöhnungshuld[119])."

Das verzweifelte Reflektieren, das Ringen der verschiedenen Kräfte bringt ihm keine Ruhe.

„Es glückt mir nicht, in Tod mich einzusingen:
Zu Furien soll ich selbst als Furie dringen[120])."

Ist dies Sterben mystische Sehnsucht, da seine Gedanken verzweifelt an dem Kinderglauben hängen?

„Wie möcht' und könnt' ich streben himmelwärts,
Der ganze Himmel mir in Feu'r erscheint.
Dort ist die Hölle, dort die Qual vereint,
Die treffen muß ein sündig-banges Herz[120])."

Nichts als Verzweiflung spricht aus diesen Versen. Jede Harmonie ist zerrissen. Zwar will er in ein Meer untertauchen, aber nicht in oder zu Gott, sondern von allem Lebendigen weg.

„O wirf mich nicht zu früh ans offne Land,
Die Leiche flieh' tief unter'm hellen Tag
Daß mich das Licht nicht wiederkennen mag[121])."

Gott und er bleiben getrennt; im Tode wird er sich noch einmal seiner bewußt. Der liebende Vater ist vergessen, aber desto schrecklicher tauchen seine Strafen auf.

Mniochs letzte religiöse Vorstellungen knüpfen an die der Kindheit an. Gott ist wieder der Strafer und der Sühner einer Schuld. Der persönliche Gott hat gesiegt. Weder die Vernunft, noch die Natur, auch nicht das Schicksal empfindet er als oberste Kraft, sondern allein den von der Vernunft negierten Gott. Er ist derjenige Faktor, der Mnioch im Kampf gegen den Rationalismus zur Romantik trieb. Der positive Glaube an ihn würde Mniochs Romantik überwunden und ihn gerettet haben. Der vergebliche Durchbruch mußte zum Untergang führen. — Zum Selbstmord kam es nicht, da der Tod ihn überraschte. Er erlöste den schwer geprüften Mann am 22. Februar 1804[122]). Mnioch war nur 41 Jahre alt geworden.

29. Kapitel.

Gedichte aus der Zeit von 1796—1804.

Für die erste Warschauer Zeit kommen nur wenige Gedichte in Betracht, da die anderen entweder zu begrifflich oder aus früheren Schriften übernommen sind[123]). 1798/99 erschienen die „Sämtlichen auserlesenen Schriften"[124]), von denen der III. Band zum großen Teile Gedichte enthält; 1801 die „Vermählung" mit der „Entbindung"[125]) und 1804 der I. Band der Analekten[126]). Um Mniochs poetische Leistung zu würdigen und zu verstehen, muß die Warschauer Zeit geteilt werden. Das Jahr 1800[127]), in dem die „Vermählung" und die „Entbindung" entstanden, soll die Teilung vollziehen.

Gedichte aus dem III. Bande der „Sämtlichen auserlesenen Schriften"

1. Gruppe.

Wird zur alten Gruppierung zurückgegriffen, so fällt zunächst weiter das Vorherrschen der 1. Gruppe auf, indem Mnioch die Form der Epistel und des Gebetes wählt[128]). Das ist vor allem in den beiden ersten Bänden der Fall. Im 3. Bande ist das Logenlied[129]) „dem Sonnen- oder Johannes-Feste der Menschheit" dazu zu rechnen. Es ist eine Verquickung von Sprüchen und lyrischen Stellen. Jene enthalten allgemein übliche Logengedanken, diese himmlische Ausrufe an den „Urquell alles Lichts und Feuers"[129]). Es mag möglich sein, daß Mnioch in ihnen an alte mythologische Studien mit Gräter in Halle zurückgriff. Eine ästhetische Entwicklung zeigt dies Gedicht nicht. Von einer solchen kann man erst bei den anderen Liedern[130]) sprechen.

3. Gruppe.

Zwar sind sie im Rhythmus an die alten Rundgesänge angelehnt, aber dennoch gibt ihnen etwas einen besonderen Klang, das ist die Liebe zu Maria. Also ein Erlebnisgehalt, der die Gedichte der 3. Gruppe auszeichnet, taucht in ihnen endlich wieder auf und schafft eine Stimmung, die in verstärktem Maße an Claudius Gedichte erinnert. Der bis dahin Heimatlose wird durch Marias starke Persönlichkeit an das eigene Heim mit unsichtbaren Banden gebunden. Um die Mutter kreisen Vater und Kind. Die Welt liegt in ihnen, und aus den eigenen Herzen strömen die Wellen hinaus. Die Augen weiten sich und schöpfen aus unendlichen Fernen.

„Ein Händedruck, ein Blick, ein Kuß,
Der Kinder frohes Spiel,
Ihr bringt zurück aus fremder Welt
Das träumende Gefühl.
Wir lernen leben bei uns selbst
Und gerne bei uns sein,
Und bilden nach des Herzens Wunsch
Uns eine Welt allein[131])".

Der Inhalt hätte einen schweren Rhytmus verlangt. So klingen die Verse etwas leierhaft. Mnioch hat nicht seinen bürgerlichen Rahmen verlieren können. Aber trotz allem zeigen diese Verse echtes lyrisches Empfinden und sind wohl wert, daß man sie beachtet.

Nur kurze Zeit genoß Mnioch das Glück seines Weibes. Als sie starb, war auch die Ruhe dahin, und das Schicksal bedrohte wieder den armen heimatlosen Mann.

Die „Vermählung" mit der „Entbindung" (1800).

Aber die eigentlichen Früchte seiner Ehe mit Maria erschienen erst 1801: „Die Vermählung, ein Hymnus"[132]) und „die Entbindung, eine Romanze"[133]). Die etwas seltsam klingenden Titel haben auch dementsprechenden Inhalt. Der erotische Unterton dieser Gedichte erweckt einen peinlichen Eindruck, der auch nicht durch die gute Tendenz, die junge Liebe zweier Menschenkinder und das erste Mutterglück Marias darzustellen, aufgehoben wird. Es gelingt Mnioch nur sehr selten, unmittelbare Empfindungen oder Bilder zu geben, da er beides anakreontisch färbt. Mnioch bleibt in ihnen zu sehr außenstehender Betrachter und Genießer. In einzelnen Stellen sind ihm aber schlichte Verse geglückt.

„Im Strahl des Mondes schaut mit leisen Blicken
Vor Freude wach, das jugendliche Weib
Den neu mit ihr vermählten holden Leib,
Sie kann den Liebling sichtbar nun erquicken!
Aus eigner Brust ihm volle Nahrung reichen,
Es ist das Schönste, was die Liebe kann[134]).

Trotz der vielen lyrischen Stellen ist der Charakter der Gedichte episch zu nennen. Schon seine ersten Gedichte weisen epische Züge auf, die ihren Hymnencharakter stören. Von einer Einheit der Form ist auch bei diesen beiden Gedichten keine Rede. Den verschiedenen Stimmungen entsprechend wechselt der Rhythmus. Nach der alten Gruppierung betrachtet, weisen „Die Vermählung" und „Die Entbindung" Bestandteile sämtlicher drei Gruppen auf. Sie sind allgemein gehalten, richten sich an ein Publikum, preisen und loben, enthalten entzückte Stellen eines Priesters der Liebe; auf der anderen Seite zeigen sie erotisch-anakreontische Motive und weisen drittens unverkennbare tief erlebte Empfindungen und Bilder auf, die realistisch ausgemalt werden. Diese Vermengung ist für die Gedichte ganz und gar kein Vorteil. Nur da, wo er sich einigermaßen im Stoff beschränkt, kommt er zu wertvollen Leistungen, wie dies wieder die Gedichte aus dem ersten Bande der Analekten zeigen.

Gedichte aus dem I. Bande der „Analekten". 1. Gruppe.

Am stärksten ist in ihnen die erste Gruppe vertreten, die Mniochs Charakter am meisten entspricht. Zu ihr gehört auch die Gedichtsammlung „Hellenik und Romantik"[135]), die von A. W. Schlegel in einem Briefe an

Tieck[136]), der die „Vermählung" höher schätzte[137]), für „vortrefflich" gehalten wurde. Dem kann man sich kaum anschließen. Was Tieck sicherlich an ihr vermißt hat, ist das Zurücktreten echter poetischer Elemente. Denn trotz einzelner schöner lyrischer Stellen wirken die Gedichte begrifflich konstruiert. Sie enthalten nämlich Mniochs Weltanschauung in dem üblichen Schema: Vernunft — Sinnlichkeit. Dem heutigen Leser werden überhaupt nur die romantischen Geist kennzeichnenden Abschnitte gefallen, da diejenigen, die dem hellenischen Leben huldigen, die üblichen epikureischen Vorstellungen enthalten.

„Ich liebte Rosen, ließ sie doch verblühen,
Von ihrem Dorne wollt' ich Kränze tragen.
Ich sah das Morgenrot am Himmel glühen,
Es glühte schön, doch dacht' ich ans Verglimmen.
Nichts kann beharren, nichts vereinet bleiben,
Das Leben selber will nicht mit sich stimmen.
Des Staubes Leben ist nur ein Verstäuben;
Doch Eines blieb mir treu und sonder Wanken,
Und sah geruhig Well' auf Welle treiben,
Ein Wunderlicht im Herzen und Gedanken,
Ein hohs Sehnen, dem hier nichts genüget,
Gesundheits-Ahnung eines Ewig-Kranken[138])".

Diese seine wirkliche Sehnsucht wiedergebenden Verse stehen in einem Abschnitte, den Mnioch „romantischer Tod"[137]) benannt hat. Warum hält er sich nicht stets an einfache Empfindungen! Ein paar Seiten weiter gibt er „zwei Bilder des Lebens"[139]), die auch W. Schlegel zu kitschig waren. Der Intellekt schwelgt in dem Ausmalen griechischen und romantischen Lebens und vermengt dann beides zu einem süßlichen Dasein, das den Höhepunkt darstellen soll. Ähnlichen Eindruck macht ein anderer Gedichtzyklus[140]), in dem eine Jungfrau auftritt, die halb ekstatische Nonne, halb Bacchantin sein soll[141]).

Einfluß Tiecks.

In diesem Zyklus kann er sich nicht genug tuen, tiefe Flöten in die Lüfte duften zu lassen[142]), ein Beweis, wie sehr ihm Tiecks „Zerbino" gefallen hat[143]). Von ihm hat er entschieden die größten literarischen Anregungen zur Gestaltung seiner romantischen Empfindungen erhalten. Neben der „Genoveva"[144]) und dem „Octavianus"[145]) war es wohl vor allem „die Reise nach dem guten Geschmack"[146]), die früh romantische Bibel, die Mnioch mit einem Schlage erhellte, was bei ihm im Dunkeln gärte. Wie sehr mußte Mnioch sich umgestellt haben, daß er dem „Zerbino", dieser glänzenden Verhöhnung des Rationalismus[147]), solche Freude entgegenbringen konnte. Alles, was er selbst jahrelang behauptet und formuliert hatte, fand er hier verzerrt und ironisiert wieder[147]). Es ist kaum anzunehmen, daß er sich dessen nicht bewußt wurde. Seine Freude konnte nur daher herrühren, daß er Tiecks Art und Weise, sich auszusprechen, als die ihm adäquate empfand. So hätte er sich auch befreien

mögen, ziel- und planlos einen Gedanken aus dem anderen springen zu lassen. Doch er hatte nicht die Kraft und Ursprünglichkeit dazu. In der Gegensätzlichkeit der Gedanken und Empfindungen, in der Vermengung von Poesie und Prosa sah Mnioch seine erträumte Harmonie.

Für ihn war es verhängnisvoll, daß er auch da konstruierte, wo etwas seinem Wesen Adäquates entgegenkam. Während Tieck einfach die Gegensätze hinstellte, die Personen gleichsam reden ließ, was sie wollten, strebte Mnioch schon wieder nach einer Einheit, die das Gegensätzliche formal wieder überwinden wollte. Er blieb dem Rationalismus treu. So reichte auch Tiecks Einfluß nicht aus, ihn von seinem begrifflichen Konstruieren zu befreien, so sehr Mnioch sich an den lyrischen Stellen des „Zerbino" begeistert hatte.

Die begrifflichen Elemente treten in den übrigen Gedichten der ersten Gruppe so sehr zu Tage, daß sie in den Rahmen dieser Arbeit, die sich auf Wesentliches beschränken muß, nicht hineingehören.

2. Gruppe.

Zur 2. Gruppe könnte man „drei Jugendversuche"[148]) rechnen, da sie unverbrämte Anakreontik wiedergeben. In ihnen zeigt Mnioch „hellenischen Mutwillen"[149]).

„. . . . . . Schwelget in schäumenden Bechern, —
Schwelget an wallenden Busen
Glühender Mädchen
Bis ihr zerflossen
In Wonne vergeht. . . .[149])."

Wenn diese hellenische Welt Mniochs romantischer Wunsch ist, so zeigt das, wie sehr er Hellas und sich falsch verstanden hat. Wollte sein Gefühl denn wirklich nur epikureische Genüsse? Ist dies nicht ein Selbstbetrug? Mögen diese drei Gedichte in ihren Motiven auch der Jugendzeit entnommen sein, so zeigt ihre Aufnahme und ihr Titel, daß er mit ihnen das verlorene Glück, das der Mensch sich wieder erträumen soll, darstellen will. Es bleibt dabei, daß sein romantisches Sehnen nicht den ihm adäquaten Stoff gefunden hat, sondern mit Surrogaten hat vorlieb nehmen müssen.

Und was soll an solchen Gedichten gewertet werden, da ihnen das Wesentliche, ihre Seele, fehlt? Jedes Gedicht will seinen eigenen Odem erhalten, es muß ein Neues — mit eigenem Blute werden; dann kann es selber leben und neues Leben spenden. Mnioch hat nur sehr wenigen Gedichten Eigenexistenz gegeben. In den „Analekten" sind es eigentlich nur die „letzten Worte eines freiwillig Sterbenden"[150]), und noch einige Gedichte[151]), die in Erinnerung an Maria geschrieben sind. In dem Zyklus „Symphonie"[152]) läßt er Maria zu der über ihren frühen Tod untröstlichen Mutter sprechen:

„Willst du denn nur immer traurig sein,
Wenn dein Herz an deinen Liebling denket?
Könnte mich der Himmel ganz erfreuen,
Säh' ich dich in tiefes Leid versenket! —

Soll mich denn mein sanfter Tod gereun,
Der so früh mir ewge Jugend schenket? —
Mutter, laß mich froher selig sein,
Wenn dein Herz in Freuden an mich denket!"[152])

Fünf Gedichte sind an „Ferdinanda"[153]) gerichtet, von der Mnioch sehr geliebt worden ist. In ihm löst diese Liebe kein Glück aus, da Ferdinanda ihn an Maria gemahnt und das zwiespältige Gefühl ihr gegenüber ihn doppelt quält.

„Ich war einst glücklich! Damals schlug ein Herz,
Dem deinen ähnlich, treu an meinem Herzen!"[154])
„Du Mädchen-Seele kindlich noch und rein,
Du stehst als Frau befremdet und allein,
Und wünschest dir die Mädchen-Zeit zurücke.
Du weißt es nicht, und nie kann ich's dir sagen,
Mir ist es Qual, dein Zutraun zu ertragen.
Du trauest doch auf einen gleichen Sinn?[155])"

klagt er in einem anderen Gedichte.

Mnioch kann also, wenn er sich auf sein unmittelbares Gefühl beschränkt, echte Poesie geben. Die Worte sind einfach, und er spricht nur das aus, was zu ihm paßt. Mniochs Eigenart ist das Nacherleben zarter menschlicher Empfindungen, wie sie am feinsten eine Frauenseele hegt. Als Romantiker steht er zum Weibe in einem ethischeren und innerlicheren Verhältnis, als etwa die Stürmer und Dränger.

Maria hatte das, wonach er Zeit seines Lebens vergebens rang, das einfache natürliche Gefühl. Ihre zarte Mädchenseele war rein, ungebrochen und sicher. Und dieses Unberührte möchte er halten. Dann erzittert seine Seele und gibt wieder, was sie sich ersehnt.

Die Poesie der letzten Jahre wird durchtränkt von seelischen Impressionen. Er gibt nicht mehr Natur als Natur, als Bild wieder, wie er es einst unter dem Einfluß Herders und der Engländer versucht hat, sondern sie wird selbst Ausdruck seelischer Empfindungen[156]). Daher kommen die falschen Töne in die Naturvorstellungen hinein.

In den „letzten Worten eines freiwillig Sterbenden"[157]) rafft Mnioch seine letzte poetische Kraft auf, um noch einmal sein Leid vor der Welt auszubreiten. Das Wort wird notwendiger Ausdruck wie der Laut des zu Tode verwundeten Tieres. Es ist kein lauter gewaltsamer Schrei, sondern das wehmütige Klagen einer geängstigten Seele.

Hätte Mnioch nichts anderes als diese letzten Verse geschrieben, so müßte man ihn dennoch einen Dichter nennen, da sie einer notwendigen Entspannung ihr Leben verdankten. Mnioch brauchte sein ganzes Leben hindurch die Sprache, um sich zu befreien, um häufig in endlosen Hin- und Herreden sich zu klären.

Romantik führt zu dem, was die heutige Zeit Expressionismus nennt; der Ausdruck ist wichtiger als die geschlossene Form des Kunstwerkes. Der Schwerpunkt ist in den Menschen hineingelegt, und je mehr Spannungen sein Ich erregen, desto größer und gewaltiger wird das Kunstwerk sein. Romantisches Sein ist eine unendlich sich lösende und wieder sich bindende Spannung, ein sich ins Unendliche Neugebären, ein immer neues Ausdrücken der zerquälten Seele.

Aus diesem Grunde kann man nicht von der Form aus einen Romantiker betrachten und behandeln, sondern nur von seinem eigenen Ich. Dies bei Mnioch durchzusetzen, habe ich mich bemüht. Sollte es gelungen sein, so wird auch dieser vergessene Romantiker, der sich der kommenden Zeit zum Opfer gebracht hat, an Bedeutung gewinnen.

30. Kapitel.

Zacharias Werner und Mnioch.

Nachdem das Wesentliche des Menschen Mnioch dargestellt ist, soll noch kurz auf das Verhältnis Mnioch—Werner hingewiesen werden. An sich ist dies eine neue Aufgabe, die, da sie eine andere Methode verlangt, nicht in den Rahmen dieser Arbeit paßt; es heißt sich beschränken, so sehr es locken würde, diese beiden Ostdeutschen auf ihr Verwandtes näher zu untersuchen.

Literarische Abhängigkeit wird nicht nachgewiesen, da sie zu gering ausfallen würde. Wesentlicher ist der persönliche Einfluß des fünf Jahre älteren Freundes auf den jungen Werner gewesen. In Gesprächen und im praktischen Logendienste wird Werner Mnioch'sche Gedanken in sich aufgenommen haben, die er dann auf seine Art umdeutete. Denn es hat kaum einen Menschen gegeben, der es so verstanden hätte, Gegebenheiten umzubiegen wie Werner. Mnioch hat nicht die elementare Leidenschaft seines Freundes, so sehr er gerade von diesem als Hitzkopf[158]) hingestellt wird, besessen, um sich in der Sprache befreien zu können; vielleicht hat es ihm auch an Phantasie und dichterischer Begabung gefehlt. Der größte Teil Mnioch'schen Schrifttums auch der Gedichte, ist Prosa. Als Dichter hat er also auf Werner keinen nennenswerten Einfluß ausüben können. Das beschränkt sich auf religiöse und ästhetische Tendenzen. In diesen aber treffen sie merkwürdig zusammen. Aus einem Briefe Werners an Daniel Sander vom Jahre 1802 kann man die Abhängigkeit von Mnioch erkennen. „Prosaisch bin ich mit dem kältesten Dichter einverstanden, daß Aufklärung unsers Verstandes und Veredelung unserer moralischen Freyheit die Haupt-Güter der Menschheit sind und uns die schönsten Bilder weder zur Erfüllung unserer Handlungs-Pflicht hin-noch von Erfüllung unserer Denkpflicht ableiten sollen. Mit einem Worte, ich separiere die hohe Moral ganz von der Ästhetik oder der Disziplin des Schönen. Aber eben aus dem Grunde mache ich letztere auch nicht zur Dienerin der Moral oder der Humanität, welche beyde ich für hoch erhaben aber für total prosaisch halte. Kunst und Religion sollen, meiner Meinung nach das Hertz wie ein Gefäß, durch Anschauung des Schönen und des Universums nur reinigen, soweit, daß es für die höheren Wahrheiten der Moral empfänglich ist, nicht dem Herzen diese Wahrheiten

selbst eintrichtern, denn das wäre ein der Moral, die reine Motive braucht, unwürdiges Vehikel. . . . Nun sind aber die Herzen des AlltagsMenschen kalt, sie müssen also durch Bilder des Übersinnlichen erst entflammt werden, wenn ich so sagen soll, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht, eh die reine Milch der Moral in sie gegossen werden kann. Das ist mein kurzes Glaubenbekenntnis über Kunst, die mir selbst nicht flüchtiges Amüsement, sondern Leiterin durchs Leben geworden ist. In dieser poetischen Hinsicht also nehme ich nicht nur die Maconnerie sondern selbst manches von ihrer Geheimniszkrämerey ja sogar den jetzt aufs Neue Mode werdenden Katholizismus nicht als Glaubenssystem, sondern als wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube . . .[159])." Das sind Mnioch'sche Gedanken, und daß Werner sie aufgenommen hat, ist ein Beweis, daß er in derselben Lage wie Mnioch gewesen ist. Auch er hat Kant studiert, dessen kategorischen Imperativ er nicht umgehen kann. Aber die Betonung der Moralreligion kann ihm noch weniger als seinem Freunde einen Halt gewähren, da sein Gemüt noch etwas anderes will. Deshalb wird auch er „zum Doppel-Ich"[160]). „In dem einen stand als Mittelpunkt sein geschärfter Intellekt skeptisch und ironisch, in dem andern das Gefühl, eine dumpfe furchtbare Glut, die im rasenden Wirbel Vernunft und Denken dahinriß, wenn er sich des Gottes voll wußte. Neben dem inbrünstigen, gläubigen Mystiker stand beobachtend und zerlegend der Logiker. Für jedes Erlebnis suchte er sofort die Formel. Möglichst hart verknöchert und rationalistisch mußte sie sein und täuschte auch ihn leicht über den Erlebnischarakter hinweg"[160]). So erklärt Hankammer die Werner'sche Psyche.

Es muß aber betont werden, daß die Spaltung in Werner nicht eine psychologische Gegebenheit ist, sondern durch verschiedene herbeigesehnte Objekte erst hervorgerufen wird. Jeder Mensch ist in Vernunft und Gefühl gespalten, jeder Mensch kann eine Zeitlang eine Einheit sein, bis plötzlich unbekannte Mächte in ihm hervorbrechen, die die Einheit des Bewußtseins zerstören. Die Auffassung, daß es irgendwann einheitliche Naturen gegeben hat, ist durchaus irreführend. Das Mittelalter ist genau so zersplittert gewesen wie die moderne Zeit, und der Begriff der Einheit im Menschen kann nur ein Postulat sein, nie aber eine Tatsache. Da gibt es höchstens graduelle Unterschiede. Die Moderne ist noch immer gewohnt, die Welt mit den Augen des Rationalisten zu sehen, der alles auf eine Einheit zurückführen kann, da er als Ziel nur den Menschen hat. In dem Momente, wo die nun einmal nicht zu leugnenden religiösen Kräfte durchbrechen, ist jede tatsächliche Einheit dahin. Das erscheint dem modernen Rationalisten dann als besonders hervorhebenswert, während das andere das Natürliche ist.

Daher sind die Urheber der Romantik, vor allem Hamann und Herder diejenigen, die gerade, weil sie zerrissen und gespalten sind, weil in ihnen ursprüngliche Kräfte wirken, wieder zum ersten Male echte Menschen, die den konstruierten des Rationalisten endlich wieder überwinden wollen. In diesem Sinne könnte man sagen, daß mit Einsetzen der Romantik die Renaissance zu Ende geht, — überwunden ist sie noch immer nicht. Vom Menschen zu Gott geht die neue Entwicklung. Das zeigt der Lebenslauf Mniochs und Werners.

Doch um zu inhaltlichen positiven Bestimmungen zu kommen, müßte man auch bei Werner genau untersuchen, welche Kräfte ihn beherrschen. Es kann hier nur Einiges angedeutet werden.

Liest man etwa die beiden Teile der „Tahlssöhne"[161]) und die entsprechenden Briefe[162]), so zeigt sich, wie auch in Werner eine grenzenlose Verwirrung in seinen religiösen Vorstellungen herrscht. Sie müßten genau gesondert werden, um die einzelnen Kräfte festzustellen.

Seine Abhängigkeit von der Vernunftreligion ist schon erwähnt worden. Ihr stehen zunächst die ganzen wirren Empfindungen seines Gefühlslebens gegenüber, die aber das moralische Bewußtsein, das Verantwortungsgefühl, die Begriffe gut und schlecht, die Tendenz zu wirken wie auch den persönlichen Gott nie überwinden können. Damit soll gesagt werden, daß er trotz stärkster mystischer Tendenzen niemals Mystiker geworden ist.

Mniochs Kampf gegen das Ich bedeutet nicht eine völlige Auflösung, sondern nur eine Verwandlung. Das Negative des Ichs, sein Egoismus soll überwunden werden, damit dieses geläutert und rein, reif für die heilige Gemeinde werde.

„Kein Stein darf aus dem Bau herüber ragen,
Kein Frevler spricht der alten Ordnung Hohn:
Die stolze Ichheit wird an's Kreuz geschlagen . . . .[162])."

Werners praktisches und eigenstes leidenschaftliches Ziel ist in den „Thalssöhnen" der Bund; seine Liebe geht auf ein Objekt, er empfindet nicht asozial wie jeder echte Mystiker, der selbst Gott wird. Wie bei Mnioch, ist seine Mystik nur ein göttliches Genießen und Fühlen, aber nicht Gottselbstwerden. Gott bleibt außerhalb ihres Ichs.

Werner ist der erste Dichter, der den Bundesgedanken, der etwas durchaus Romantisches ist, und in der heutigen Zeit die größte Rolle spielt, zum ersten Male künstlerisch gestaltet und zum Ziel menschlichen Strebens gesetzt hat. Dies unterscheidet ihn von Mnioch, der wohl dieselben Empfindungen gehabt, aber sie nicht zum Ausdruck gebracht hat, es sei denn in seinen praktischen Logenbestrebungen. Aber während Mnioch noch immer betont, daß die Loge nur für den Menschen da sei[163]), soll nach Werner der Mensch dem Orden aufgeopfert werden; die Gemeinschaft ist höchstes Gut. Wollte man dieses Aufgehen Mystik nennen, so ist sie durchaus verschieden von der eines Angelus Silesius. In den „Söhnen des Thals" macht Molay nur eine Verwandlung durch, um des Thals als höchster Gemeinde würdig zu werden. Er verwandelt sich zwar, hat sich aufgeopfert, ist aber Molay geblieben. Seine Schwester Agnes und Adalbert, wird er wieder finden[164]). Genau wie Mnioch geht er also in Gott nicht auf. Er fühlt sich von außer ihm seienden Kräften abhängig, die, um es kurz zu sagen, neben verschiedenen anderen Gott und das Schicksal sind. — Auch bei Werner drängt der persönliche Gott nicht durch, so daß das Schicksal eine so bedeutende Rolle im „24. Februar" spielen kann. Seine Vorstellung von Gott und Schicksal sind so verwirrt, daß hierzu eine vollständige Untersuchung nötig wäre. Bald dominiert Gott, bald das Schicksal,

bald nimmt er beide an, kurz er weiß nicht, zu wem er sich bekennen soll. Auch Werner ist von vornherein zum Untergange bestimmt. Von religiöser Sehnsucht getrieben, endlich das Objekt seiner Anbetung zu finden, hat dieser arme heimatlose Wanderer nur in der Kirche Genüge finden können, die ihm die Verantwortung nahm, in dieser Welt seinen Weg zu finden.

Werner und Mnioch sind für sich ganz verschiedene Charaktere. Was sie so ähnlich erscheinen läßt, ist dieselbe Not und Verzweifelung und die Sehnsucht zum persönlichen Gott. Beide sind sie zerbrochen, weil sie das Objekt ihrer Sehnsucht nicht gefunden haben.

Das ist das Schicksal des heimatlosen Protestanten, der neben der Kirche auch die alten Kulturgüter des Volkes verloren hat. Die notwendige Folge ist der Drang zur Gemeinschaft, zum Staat und zur Kirche. Und erst, wenn dieses Ziel erreicht sein wird, wird die Romantik sich überwunden haben. Romantik ist Zukunft.

Die Werke Johann Jakob Mniochs [165]).

1. Beiträge zur Kritik der schönen Wissenschaften; eine Quartalschrift. Berlin und Libau, 1786/87. III. Oct. 8 (mit Urban)[166]).
2. Oden eines Preußen. Jena 1786. 8.
3. Friedrich ist tod. Jena 1786. 8.[167])
4. Zwei Gedichte fürs Volk auf den Tod des Königs, dem Grenadier Gleim gewidmet. Jena 1786. 8.[168])
5. Donnerwetter und Erdbeben; im Deutschen Museum, November 1787.[168])
6. An den König Friedrich Wilhelm zum Neujahr 1787. 8.[169])
7. Kleine Gedichte zum Neujahr 1787. 12.[170])
8. Gesicht und Weissagungen; ein Lied, in den letzten Tagen König Friedrichs gesungen. Leipzig 1787. 8.[171])
9. Jenaische Quartalsschrift. 1. Bändchen. Jena 1787. 8. (Vorrede, einige Gedichte.)
10. An die Weisheit. Gedicht mit Nachschrift in dem Teutschen Merkur Wielands vom Jahre 1788. 1, 227—233.[172])
— An meinen Freund Lafontaine in Halle, im Frühling 1787, ebenda 2, 370—71.[173])
— An Faber; Gedicht. S. 372.[173])
— An die schöneren Blumen der griechischen Anthologie, von Herder in teutsches Erdreich verpflanzt, ebenda, 2, 372—373.[173])
11. J. W. v. Archenholtz „Neue Litteratur u. Völkerkunde", April 1788: „An die Weisheit", S. 363—367; „An den König von Preußen, 1785 mit Bemerkungen Mniochs.
— Im Maiheft 1788 (S. 418): „An die griechischen Blumen, von Herder auf deutsche Fluren verpflanzet."
— Im Juniheft (S. 534—535): „An die Schönen in Weimar" und „An das Mädchen T **" (3 Gedichte).
— If Juniheft (S. 534—535): „An die Schönen in Weimar" und „An das Mädchen" 7, (3 Gedichte).
— Im Augustheft vor allem erwähnenswert: „Die Reuter Preußens bei Roßbach". (S. 199 ff.)
12. Papillons. Halle 1788—1789. II. 8 (Erzählungen, Dialoge, Gedichte, poetische Episteln).
13. Gedichte. Halle 1789. 8.
14. Lesebuch für den Mittelstand, größtenteils in Erzählungen bestehend. I. Bd. Berlin 1790. 8.[174])
15. Neujahrslitaney für das Jahr 1791—1800. Hoffentlich nicht wie ein hundertjähriger Kalender zu gebrauchen. Danzig 1791. 8.
16. Rede zur Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelm. Neufahrwasser. 1791. 8.[175])
17. Kleine Vermischte Schriften. o. O. (Danzig) 1794—1795. 8.[176])
18. „Preussisches Archiv", herausgeben von der Königlich Deutschen Gesellschaft zu Königberg. 5. Jahrg. 2. Band 1794, S. 525: „Sermon, den guten Bürgern der Königl. Pr. Stadt Danzig, am Geburtstage des Königs gewidmet vom hiesigen Militair. Danzig, den 25sten September 1793."
— Ebenda: 1791, S. 257. „Neujahrs-Litaney." Vgl. Nr. 15.
19. Zwei Gebete für eine aufgeklärte und gebildete Christliche Gemeinde von J. J. Mnioch, Elbing, bei Hartmann. 1795.[177])
20. „Anzeige" für die Teilnehmer und Freunde seines Informations-Instituts über ein öffentliches Examen. [177]a)
21. Sämtliche auserlesene Schriften. Görlitz. 1798/99. III. 8. mit Kupfer.
    Bd. I: Worte der Lehre, des Trostes und der Freude.
    Bd. II: Ernst und Laune.
    Bd. III: Streit und Friede oder Dornen und Blumen.

22. Archiv guter und böser Einfälle, auch einiger hoch ernsthafter Gedanken und Herzensworte. Ein humanes, zeitgeistiges Journal im bunten Umschlage. (Danzig) 1799. 8.[178])
23. Ideen über Gebetsformeln. Görlitz. 1799. 8. Besonderer Abdruck aus Nr. 18. II. Bd.
24. Erläuterungs-Variationen über die Tendenz der Fichteschen Schrift: Bestimmung des Menschen als populäre Vor- und Nachrede zu derselben. Görlitz. 1801. 8.
25. Die Vermählung. Ein Hymnus. Die Entbindung. Eine Romanze. Dem neuen Jahrhundert gewidmet. Königsberg 1801. 12.
26. Es ist keine Dunkelheit noch Finsternis, außer bloß in der Einbildung: Eunomia 1803. März. S. 199 ff.[179])
27. Analekten. II. 8. Im I. Bande das Gedicht: „Hellenik und Romantik", zuerst im Musenalmanach für 1802 von A. W. Schlegel und L. Tieck. S. 221 ff. erschienen.

Bemerkungen über Johann Jakob Mnioch in der Literatur.

1. Meusel, Gelehrtes Teutschland. 1797. 5. S. 253—254. 1803. 10, S. 308—309.
2. Neuer Literarischer Anzeiger. 1807. Nr. 34. S. 542.
3. Rotermund, 1813. 4. S. 1820.
4. Von und an Herder. I, 123, 125, 126, 127; II, 292 ff.
5. Werners Leben in seinen „Ausgewählten Schriften". Bd. 14, S. 16 ff. von Hitzig.
6. Minor, Die Schicksalstragödie. Frankfurt a. M. 1883. S. 6, 11.
7. Allgemeine Dt. Biographie. 1885. 22, 36—38. (Daniel Jakoby).
8. Haym, Herder, II. S. 737 und Anm.
9. Hankammer, Paul: Zacharias Werner, Bonn. 1920. S. 54 ff.
10. Nadler, Jos.: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Regensburg. 1924. III. Bd., s. Index.
11. Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung. 1804. Nr. 47. Sp. 380.
12. Zeitung für die Elegante Welt. 1804. Nr. 29.
13. Der Freimütige. 1804, S. 296. „Eine aufgestochene rhetorische Blase."
14. Oswald Flöck. Briefe Zacharias Werners, s. Index.
15. Feßler's Eunomia. 1803. Über Georg Gustav Fülleborn von Fischer; S. 316 über den Hallenser Kreis.
16. ——: I. Bd. 1804. Mniochs Reisebericht nach Warschau. März 1804, S. 184 Anm.
17. J. G. Gruber, August Lafontaine. Halle 1833. .S. 105 ff.
18. Düntzer, H.: Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Leipzig. 1873. S. 14 ff.
19. J. G. Fichtes Briefwechsel. Gesammelt u. hrsg. von H. Schulz. 2 Bde. Leipzig, 1925, s. Index.
20. Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Ges. u. hrsg. v. Hans Schulz, Leipzig, 1923, s. Index.
21. Briefe an Tieck. Hrsg. v. Carl von Holtei. Berlin. 1864, s. Index.
22. Viëtor, C.: Geschichte der deutschen Ode, 1923; S. 108.
23. Sembritzki, Zu den Anfängen der literarischen Tätigkeit. Joh. Jak. Mniochs, Euphorion XVI, Jahrg. 1909, S. 788 ff.
24. Pompecki, Bruno: Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen, Danzig 1915.
25. „Preußisches Archiv" Hrsg. von der Königl. Deutsch. Gesellschaft zu Königsberg, 5. Jahrg. 2. Band 1794, S. 495.

Bericht über die Familie Jakob Mnioch.

(Aus dem Besitze des Herrn Rittergutsbesitzers Willy Schmidt, Kl. Tippeln Ostpr., dessen Mutter eine geb. Mnioch ist).

1. Blatt.

Am Himmelfahrtsfeste Jesu Christe den 15ten May ward nach vollendetem Gottes Dienste einer unserer schätzbarsten Mitbürger, der durch seinen christlichen Wandel, seine Rechtschaffenheit und sein williges Wirken zum allgemeinen Wohl, unter uns rühmlichst bekannt war zu St. Annen begraben. Es ist derselbe der hisige Kaufmann und Mälzenbräuer Herrn Jacob Mnioch. Dieser Hochachtungswürdige Mann, war gebohren in Elbing im Jahre 1739, 27 October. Sein Vater Herr Johann Mnioch war eines königl. Preuß. frey Cölmers Sohn aus dem Dorfe Lauten bei der Stadt Hohenstein in Ostpreußen; der kam 1713 nach Elbing, erlernte die Handlung beym Kaufmann Herrn Konopack, ging 1721 über Danzig nach Amsterdam, von da reiste er nach Ostindien, kam 1729 nach vielen überstandenen Beschwerden und eingesammelten Erfahrungen im August Monat nach Elbing zurück, ward Bürger, Mälzenbräuer und Kaufmann hieselbst und trat in den Stand der Ehe, mit Jungfer Christina ältesten Tochter des Kaufmanns Herrn Siegmund Sontopsky mit der er 7 Kinder hatte, er starb alt 76 Jahr 3 Monat 9 Tage, 7ten Julii 1776. Schon vor ihm, war seine Ehefrau 1750, 28ten Dezeuber in einem Alter von 45 Jahr 7 Monat 27 Tagen des Todes Raub geworden.

Diese merkwürdigen christlichen Eltern, besorgten bald nach seiner Geburt, seine Aufnahme in den Gnadenbund mit Gott, und veranstalteten treulich seine und seines Geschwisters Erziehung. unser Wohlseelige widmete sich der Handlung, trat im Jahre 1753 als Bursch in den Kaufmannsstand, in die Handlung seines Herrn Vaters, erlernte sie in 6 Jahren, stand ihr 3 Jahr als Handlungsdiener vor, und ward im Jahr 1762 Bürger Kaufmann und Mältzenbräuer, verehelichte sich auch mit der Jungfer Maria Elisabeth Peterson einer Tochter des berühmten Kaufmann Herrn Casper Peterson, mit der er 49 Jahr und 15 Tage in der beglücktesten und herzlichsten Ehe lebte. 8 Töchter und 4 Söhne schenkte Gott diesen liebenswürdigen Eltern. Aber nur 3 würdigen Herrn Söhne und einer Hochachtungswürdigen Frau Tochter und von neun Großkindern 6 Jungfern ward es vergönnt ihren herzlich-geliebten Vater und Großvater zu beweinen. Unser Wohlseelige starb Freytag vor 8 Tagen den 9. Mai um 10 Uhr Abends, nach machen Leiden, an einer Entkräftung in einem Alter von 77 Jahr 6 Monat und 12 Tagen."

Ein Gedicht Mniochs aus der Danziger Zeit.

Abschrift von Herrn Dr. Lokemann, Direktor der Stadtbücherei Elbing.

Freund was Du willst soll mir, Dir zu gefallen
Und wärs der Tod, auch wohl gefallen —
Doch diesen liebst Du nicht. Caffee ist contre Bande
In seinem ganzen schwarzen Lande.
Er läßt nicht Einen frei durchs Thor passieren
Könnt er den Caffee gleich /: wie Du :/ im Leibe führen
Die Würmer müssen dran — sie leeren alles aus —
Und laß[1]) ihm auch nicht sein Reise hauß[2]).
Drum lieber Freund soll mir Dir zum gefallen
Der Caffee den Du trinkst, beständig wohlgefallen.

Danzig, 30sten Junii — J. J. Mnioch aus Elbing.

Handschriftlicher Eintrag in dem Stammbuch von Carl Samuel Voigt. 1769.

[1]) Sicherlich Fehler für „lassen".

[2]) Herr Direktor Lokemann teilte mit, daß nichts anderes zu lesen sei.

Anmerkungen.

I. Abschnitt.

1) Der „Wandervogel" wurde in den 90er Jahren von Karl Fischer und seinen Getreuen in Berlin-Steglitz begründet. Sie hatten nie recht gewußt, zu welchem Zweck sie als Vagabunden durch die Heide streiften. Es war in ihnen ein unwiderstehlicher Trieb. Trotz dieser Unbestimmtheit ihres Wollens waren sie aber von Anfang an — vor allem Karl Fischer — „deutsch" gesonnen. Sie lasen deutsche Geschichte und knüpften an die Romantik an. Auch der Wandervogel war in seinen Grundtendenzen religiös; er drängte zur Gemeinschaft, in der der Einzelne unterzugehen hatte. Insofern ist Zacharias Werner einer ihrer Vorläufer. — 2) Vgl. Zacharias Werner: „Die Söhne des Thals", I. u. II. Teil; Grimma 1840. — 3) Ich verweise auf den ostpreußischen Dichter Alfred Brust mit seinem Roman „Die verlorene Erde". — 4) Vgl. Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, vor allem den III. Bd. Regensburg 1924. — 5) Vgl. das Sammelwerk: Elbing, herausgegeben vom Magistrat Elbing, bearb. von Dr. Theod. Lockemann, Direktor der Stadtbücherei und Stadtarchivar. Berlin-Halensee 1926. In ihm wird Mnioch nicht erwähnt. — 6) a. a. O., S. 5, lk. Sp. — 7) a. a. O., S. 6, lk. Sp. — 8) a. a. O., S. 6, r. Sp. — 9) a. a. O., S. 6, r. Sp. — 10) a. a. O., S. 6, r. Sp. — 11) a. a. O., S. 7, lk. Sp. — 12) a. a. O., S. 8, lk. Sp. — 13) a. a. O., S. 8, r. Sp. — 14) a. a. O., S. 79, r. Sp. — 15) a. a. O., S. 80, lk. Sp. — 16) a. a. O., S. 79, r. Sp. — 17) a. a. O., S. 80, r. Sp. — 18) a. a. O., S. 82, lk. Sp. — 19) Vgl. Stammtafel I. — 20) Vgl. Bericht über Jakob Mnioch. — 21) Vgl. Stammtafel II. — 22) Vgl. Stammtafel II unter: Johann Jakob Horn, geb. 1734 und Gelegenheitsgedichte aus Elbing vom Jahre 1755 bis 1778 im Stadtarchiv zu Elbing. — 23) Vgl. Gelegenheitsgedichte aus Elbing. 1750—1809 im Stadtarchiv Elbing. — 24) Das Kirchenbuch zu St. Marien wie die vorliegenden Stammbäume im Stadtarchiv zu Elbing nennen als Geburtsjahr 1763. — 25) Vgl. Elbinger Gymnasialprogramme. 1746—1780, im Stadtarchiv zu Elbing. — 26) Vgl. „Die inneren Verhältnisse Elbings beim Übergang an Preußen" v. Theodor Lockemann. Sonderabdruck aus dem Elbinger Jahrb., Heft III, 1923, S. 114 ff. — 27) In den Gymnasialprogrammen wird er nur bis 1780 genannt. Doch sagt Herder, daß er erst 1785 nach Jena kam, nachdem er 2 Jahre in Königsberg studiert hatte. In den Listen der Universität wird Mniochs Name nicht erwähnt. — 28) Vgl. die vorige Note. — 29) Vgl. Stammtafeln.

II. Abschnitt.

1) „Oden eines Preußen", Jena 1786; zit. wie O II,6 bedeutet: Ode, II. Buch, 6. Ode. — 2) Vgl. a. a. O., S. 130 und 164. — 3) Friedrich ist tod, Jena 1786. — 4) „Gedichte", S. 69 und „Kleine Vermischte Schriften", S. 182. — 5. Vgl. S. 37/38. — 6) Vgl. „Nachrede", S. 182 und 185 ff. — 7) Vgl. O II,4. — 8) Vgl. „Nachrede", S. 185. — 9) Vgl. „Nachrede", S. 186. — 10) Vgl. „Nachrede", S. 188; Jesaia, 40, Vers 1—2: 1. „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott"; 2. „Redet mit Jerusalem freundlich . . ." — 11) Vgl. O II,18 u. 21. — 12) Vgl. O II,18—21. — 13) Vgl. O II,4. — 14) Vgl. „Nachrede", S. 186/87. — 15) Vgl. O II,10. — 16) Vgl. „Nachrede", S. 187. — 17) Vgl. O I,8. — 18) Vgl. O I, 7 u. 20. — 19) Vgl. O I,7, 8, 20; II,9. — 20) Vgl. O I,9; II, 9, 10. — 21) Er befand sich gleichsam auf der Flucht. — 22) Vgl. O II,4. — 23) Vgl. O II,3 u. 7. — 24) Vgl. O II,4. — 25) Vgl. O II,4. — 26) Vgl. O II,8. — 27) Vgl. O II,3. — 28) Vgl. O II,20. — 29) Vgl. O II, 18, 19, 20. —

30) Vgl. O II,19; mit dem Engel Preußens ist der König gemeint. — 31) Vgl. O II,21. — 32) Vgl. O I,10; O II,21; „An Gleim" im Anhang S. 135/36; „Nachrede" S. 186 ff. — 33) Vgl. O II,10; „An Gleim" im Anhang, S. 135. — 34) Vgl. O I,7, 8, 9. — 35) Vgl. O I,7. — 36) Vgl. O I,2, 3, 6, 12, 13, 15, 16. — 37) Etwa von 1778—1782. — 38) Vgl. O I,12. — 39) Vgl. O I,6. — 40) Vgl. O I, 17. — 41) Vgl. O I,8. — 42) Vgl. O I,15. — 43) Vgl. O I,14. — 44) Vgl. O I,11. — 45) Ferner vgl. O I,21, S. 54: „Hinweg, du adliger Bube mit deinem heulosen Stocke, Vom Nacken des Kriegers, der krumm steht vor Alter!" — 46) Am Ende seines Lebens kam er zum Begriffe der deutschen Nation; an das Deutsche Reich glaubte er nicht. „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge ...." Vgl. Schillers Sämtl. Schriften, hrsg. v. Carl Gödeke, Stuttgart, 1871, Bd. XI, Schillers Nachlaß. Nach der Lektüre von Kants Schriften trat er für den Staat in der Idee ein, d. h. der Staat war zur regulativen Idee geworden. — 47) Vgl. O I,1. — 48) Vgl. O I,13. — 49) Vgl. O I,3. — 50) Vgl. O II,6. — 51) Vgl. O II,2. — 52) O I,17. — 53) So sehr diese Ansichten auch zeitgemäß rationalistisch sind, so darf die protestantische Erziehung, die in dieser Zeit noch ungeschwächt wirkt, nicht vergessen werden. — 54) Zur ersten Gruppe gehören: O I,1—6, 10—17, 19, 21; O II,1—2, 5—6, 11—15, 18—21, 22. — 55) Zur zweiten Gruppe gehören: O I,7—9, 20; O II, 9—10. — 56) Zur dritten Gruppe gehören: O I,18, 22; O II,3—4, 7—8, 16—17. — 57) Vgl. O I,2, 9, 12, 15. — 58) Vgl. die die Gedichte der 3. Gruppe. — 59) Vgl. O I,12, 15. — 60) Vgl. O I,2, 15. — 61) Vgl. 8. Kapitel. — 62) Vgl. O II,11. — 63) Vgl. O I,1, 3, 5, 12, 13, 14, 15, 16; II,15. Diese Ode ist ein Bekenntnis Mniochs. Er will nicht in fremden Sprachen, sondern „wie Herders Geist" nur noch in der deutschen singen. „Du mein starker, Du mein deutscher Gesang!" — 64) Vgl. „Nachrede" S. 181 ff: „An Herrn Kandidat Bach...." im Anhang S. 148. — 65) Vgl. O II,5, 10; „An Gleim", im Anhang S. 135. — 66) Vgl. O I,10; O II,21; „An Gleim", im Anhang S. 135/6; „Nachrede" S. 186 ff. Asmus hat er auch gelesen. Vgl. „Nachrede" S. 186 ff. und „An Herrn K. B...." S. 148. — 67) Vgl. O I,8 vom Jahre 1779. — 68) Vgl. O II,9. — 69) Vgl. O I,20; ist im Spätherbst 1780 gedichtet. — 70) Vgl. O I,7. — 71) Vgl. O I,20, 7. — 72) 1780—1782. Er liest Herder. — 73) Vgl. O I,8, 9; O II, 9, 10. — 74) Vgl. die Widmung des 2. Buches; die Epistel am Anfang des 2. Buches; O II,15; „Nachrede" S. 188. — 75) Vgl. O I,10. — 76) Vgl. „Nachrede" S. 187/8. — 77) Vgl. besonders O II,8. — 78) Etwa wie: O I,2, 12, 15; O II,1, 2, 6, 11, 18—21. — 79) Etwa wie: O I,4, 8—11; O II,9, 10. — 80) Vgl. O I,2, 6, 12. — 81) Vgl. die Ausführungen über den König im 8. Kapitel. — 82) O II,18 wird die Kaiserin Maria Theresia als Löwin, die russische Kaiserin als Bärin und der König von Frankreich als Hase angeredet. Verse dieser Art sind der Phantasie entlehnt und dienen der rhetorischen Ausschmückung. — 83) Vgl. O II,3, 4, 8. — 84) Vgl. O II,4. — 85) Vgl. O II,17. — 86) „Wie auf einem Felsen Mitten im Meere Steh' ich und blick umher!" — 87) Vgl. ferner: „... Wann dumpf Mein Bein Aufs Brett Hin tönt!" — 88) Vgl. O II,8, 4, 17. — 89) Vgl. O I,18, und O II,9. — 90) Vgl. O I,18. — 91) Mnioch hat entschieden epische Anlage, die sich in epischer Breite, epischem Rhythmus und seiner Vorliebe für Gleichnisse in verschiedenen Oden äußert. Der epische Rhythmus, der häufig nicht zum Thema paßt, schadet seinen Oden. Ein Epos zu dichten, scheint Mnioch nicht versucht zu haben. Es hätte ihm auch die Objektivität und die Liebe gefehlt, vor dem Stoffe zurückzutreten. — 92) „Nachrede" S. 188. — 93) Formal ist Mnioch so abhängig von Klopstock und den Anakreontikern, daß es sich nicht lohnt, darauf näher einzugehen. Der Pseudohexameter geht auf Uzens Frühlingsode zurück. Von ihm übernimmt ihn E. von Kleist. Horazische Strophengebäude neben reimlosen Jamben und Trochäen haben als erste Lange und Pyra ins Deutsche nachgebildet. Ferner haben die einfacheren anakreontischen Silbenmasse des Altertums, die sich meist aus kurzen Jamben und Trochäen zusammensetzten, vor Klopstock noch verschiedene andere Dichter eingeführt: So Gleim in seinem „Versuch in scherzhaften Liedern", Uz und Götz durch ihre Übersetzung Anakreons und Hagedorn durch einige seiner „Oden und Lieder". Mniochs Abhängigkeit von diesen Dichtern ist offensichtlich.

III. Abschnitt.

1) Das Jahr steht nicht fest. 1787 erhielt er durch Herders Vermittlung von Gleim 10 Louisdor. Mit diesem Gelde sollte er in Livland eine Hofmeisterstelle annehmen. Dazu kam es nicht. Anscheinend ging er in diesem Jahre nach Halle. Vgl. Von und an Herder, Brief 96, S. 128 ff. — 2) Vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland, 1797. 5. S. 253—254; 1803, 10, S. 308—9. — 3) Vgl J. G. Gruber: August Lafontaine, Halle 1833. S. 107 ff. — 4) Vgl. Note 2). — 5) a. a. O. S. 105. — 6) a. a. O. S. 106. — 7) a. a. O. S. 107. — 8) Zum folgenden vgl. Gruber, Biographie. — 9) Vgl. a. a. O. S. 110. — 10) Sie erschienen in Halle bei Francke und Bisbink. — 11) Sie erschienen in zwei Bänden 1788/9 in demselben Verlage. — 12) Vgl. im Anhang die Folge der Schriften. — 13) Oden eines Preußen. S. 188. — 14) „Gedichte" S. 138d. — 15) „An die Grazien" S. 3. — 16) Vgl. „Gedicht" 7 und 3. — 17) Anm. zum „Gedicht" 3, S. 13. — 18) Vgl. „Gedicht" 3 und 7. — 19) Vgl. „Gedicht" 2 und 4. — 20) Vgl. „Gedicht" 2. — 21) Vgl. „Gedicht" 2. — 22) Vgl. Pappillons II, S. 165 ff. — 23) Vgl. Papillons II, S. 137 ff. — 24) Vgl. a. a. O. S. 138. — 25) „An die Grazien". — 26) „An die Weisheit". — 27) Vgl. „Gedicht" 11. — 28) Vgl. a. a. O. S. 56. — 29) Vgl. Papillons I, S. 230 „Zum Anfange des neuen Jahres". I, S. 234 „Lied vom Grabe". — 30) a. a. O. II, S. 29 „Zum Schluß des alten Jahres". S. 33 „Am Schluß eines fröhlichen Festes". S. 37 „Maigesang". S. 42 „Am Geburtstage eines Freundes". S. 45 „In buntem Kreise". S. 48 „Lied zum Tanze". — 31) a. a. O. II, S. 33. — 32) a. a. O. II, S. 37. — 33) Mnioch war eine musikalische Natur. Er teilt diese Einstellung mit seinem Landsmanne Herder. Vgl. auch den Nachruf aus der „Zeitung für die Elegante Welt" Nr. 29, 1804. — 34) Vgl. „Gedicht" 25, 26. — 35) Vgl. „Gedicht" 25. — 36) a. a. O. S. 95. — 37) In „Gedicht" 26. — 38) Vgl. „Gedicht" 13. — 39) Vgl. O I,18. — 40) Vgl. „Gedicht" 23. — 41) Vgl. „Gedicht" 24. — 42) Vgl. Papillons I, S. 157. — 43) Vgl. „Gedicht" 31. — 44) Albert Köster: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, Heidelberg, 1925. S. 215. — 45) Vgl. auch „Gedicht" 24, S. 84. — 46) Brief an Lafontaine, S. 160 ff. — 47) Vgl. Brief an Lafontaine S. 151. — 48) Brief an Lafontaine S. 129. — 49) Brief an Lafontaine S. 196. — 50) Vgl. vor allem: In Engels „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten", das Kapitel: Vom lyrischen Gedicht. — 51) Vgl. Brief an Lafontaine, S. 151; doppelte Klammern enthalten vom Verf. hinzugefügte Erklärungen. — 52) Vgl. Brief an Lafontaine, S. 142. —

IV. Abschnitt.

1) Vgl. „Zerstreute Blätter" beschrieben von Maria Mnioch, geb. Schmidt. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Mnioch. Görlitz bei Anton, 1800, S. 216. — 2) Vgl. a. a. O. S. 216. — 3) Vgl. a. a. O. S. 216. — 4) Vgl. a. a. O. S. 216. — 5) Neujahrslitaney für die Jahre 1791—1800. Hoffentlich nicht wie ein 100 jähriger Kalender zu gebrauchen. 1791. — 6) Vgl. a. a. O. S. 8. — 7) Vgl. Gödeke, V. Bd., 2. Abt., S 411. — 8) Vgl. zum folgenden die Litaney von 1794 in den „Kleinen Vermischten Schriften", I. Bändchen, 1794. — 8a) Vgl. a. a. O. S. 17 unten. — 9) Vgl. a. a. O. S. 17, 30, wie die ganze Litaney. — 10) Vgl. a. a. O. S. 13. — 11) Vgl. a. a. O. S. 18, 29, 34, 35 usw. — 12) Vgl. a. a. O. S. 10, 14, 15, 23 usw. — 13) Vgl. a. a. O. S. 16, 34, 38, 41. — 14) Vgl. a. a. S. 10. — 15) Vgl. a. a. O. S. 17. „Das Göttliche in uns kann, wie du selbst, sich nicht erfreuen, nicht betrüben!" — 16) Vgl. a. a. O. S. 38. — 17) Vgl. „über die Aufklärung des großen Haufens", S. 228, und „Gegen die französische Nation, ein Stück, in welchem sie lächerlich gemacht wird", S. 236. — 18) Vgl. a. a. O. S. 25. — 19) Die epische Entwicklung, die eigentlich eine Notwendigkeit darstellt, wird nur angedeutet und sofort wieder verwischt, da sie nicht als Ziel des Menschen gilt. Das wird erst aus dem folgenden hervorgehen. Vgl. aber S. 17. — 20) Vgl a. a. O. S. 41, 42; 28, 29. — 21) Vgl. a. a. O. S. 28. — 22) Vgl. a. a. O. S. 17. — 23) Vgl. a. a. O. S. 29. — 24) Vgl. a. a. O. S. 41, 42. — 25) Für Mnioch ein nichtssagender Begriff. — 26) Vgl. a. a.

O. S. 29. — 27) Vgl. a. a. O. S. 26. — 28) Vgl. a. a. O. S. 18, 19 usw. — 29) Vgl. a. a. O. S. 17—26. — 30) Vgl. a. a. O. S. 29. — 31) Vgl. a. a. O. S. 17. — 32) Vgl. a. a. O. S. 27. — 33) Vgl. a. a. O. S. 33. Aber wo ist ihr logischer Ort? In der Vernunft? In der Sinnlichkeit? — 34) Vgl. a. a. O. S. 33. — 35) Vgl. a. a. O. S. 29. — 36) Vgl. a. a. O. S. 18. — 37) Vgl. „Gedichte", S. 3. — 38) II. Abschnitt. — 39) Der Vergleich mit dem Ehepaare, der sich in der Neujahrslitaney von 1791, S. 24 befindet, ist in der Litaney von 1794 in den mit zwei zusammenwohnenden Freunden umgearbeitet. Vgl. S. 22 ff. Daraus ergibt sich, daß Mnioch das mechanische Prinzip noch immer nicht überwunden hat. Die Freunde bleiben sich fremd und stehen nicht gleichwertig zueinander, wie etwa das Ehepaar. — 40) Vgl. a. a. O. S. 34. — 41) Mnioch lehnt das dem Menschen angeborene Gewissen ab. — 42) Vgl. a. a. O. Erläuterungen, S. 52. — 43) Vgl. a. a. O. S. 16. — 44) In den „Zwei Gebeten für eine aufgeklärte und gebildete Christliche Gemeinde" (1795) ist insofern eine Entwicklung festzustellen, da er sich noch offener als früher an den „allgütigen Gott" und „Schöpfer der Freude" wendet. Vgl. S. 20. — 45) Die Litaney soll nach Mniochs Worten sein philosophisches System darstellen. Vgl. seine Bemerkungen „An die Leser", in der Neujahrslitaney von 1791, S. 14. — 46) Vgl. auch a. a. O. S. 27. — 47) Vgl. Nr. 17. — 48) Das erkenntnistheoretische Problem von Wahrheit und Gewißheit kann hier nicht erörtert werden. — 49) Vgl. vor allem S. 40 der Litaney, die Kantate „Glaube und Zweifel", S. 89 ff. und das Gedicht „Über die Unsterblichkeit", S. 193 ff. — 50) Vgl. a. a. O. S. 38. — 51) In der Litaney, wie schon gesagt, und an einer Stelle, S. 17, angedeutet. — 52) „Kleine vermischte Schriften", S. 81. — 53) Vgl. a. a. O. S. 92. — 54) Vgl. a. a. O. S. 93. — 55) Vgl. I. Abschnitt S. 30. — 56) Die Kantate soll deshalb als „Ein Beitrag zu den ästhetischen Mitteln angesehen werden, durch welche der Glaube geübt und zur Fertigkeit erhöht" werden soll. Vgl. a. a. O. S. 86. — 57) Vgl. a. a. O. S. 3. — 58) Vgl. a. a. O. S. 228. — 59) Vgl. a. a. O. S. 229. — 60) Vgl. a. a. O. S. 233. — 61) Vgl. a. a. O. S. 235. — 62) Vgl. a. a. O. S. 235, 254. — 63) Vgl. a. a. O. S. 62. — 64) Vgl. vor allem die „Rede auf den König Friedrich Wilhelm II.". — 65) Nicht auf Schiller, sondern auf Kant gehen die mit Schiller verwandten Ideen zurück. Im II. Bande der „Sämtlichen Auserlesenen Schriften", Görlitz 1799, sagte er auf S. 35: „Einige Bekannte haben gemeint, die Hauptidee sei Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung entnommen, welches aber schon deshalb nicht der Fall sein kann, weil diese Litaney schon im Jahre 1780 (sicherlich Druckfehler für 1790) . . . zum ersten Male gedruckt wurde." — Vgl. im I. Abschnitt S. 9—10. — 67) Vgl. S. 142. — 68) Folgende Aussage von Friedrich Wilhelm verwandle man in Imperative: Friedrich Wilhelms Herz kennt überdies blutige Rache so wenig als blutigen Ehrgeiz. Er fühlt aber eine allgemeine Menschenliebe, die keinem anderen Gesetze folgt als ihrem eigenen, und er sandte einst seine Krieger nur darum unter die aufrührerischen Kaufleute (die holländischen), die gern Fürsten sein möchten, um ein verblendetes und unmündiges Volk zu seiner eigenen Glückseligkeit, wenn nicht liebreich zu überreden, doch mit freundschaftlicher Gewalt zu zwingen." Vgl. S. 143/44. — 69) Vgl. a. a. O. S. 228/29. — 70) Vgl. a. a. O. S. 232. — 71) Damit sind die Franzosen gemeint. — 72. Vgl. a. a. O. S. 255; von Mnioch gesperrt gedruckt. — 73) Vgl. S. 240 ff. — 74) Vgl. a. a. O. S. 265: „Gegen die französische Nation . . . .". — 75) Vgl. a. a. O. S. 257. — 76) Vgl. a. a. O. S. 257; so ist ihm auch unverständlich, daß manche Menschen etwas immer wieder tun, weil sie es für Recht halten. So sagt er von den „armen Franken": „Sie meinen noch immer, was man von Rechtswegen tun soll, das müsse man auch wirklich zu tuen versuchen und wieder versuchen und müßte man darüber zugrunde gehen." S. 240/41. Und Mnioch wundert sich darüber, das Christus derselben Meinung ist, wie aus Matthäus X hervorgeht. Was drückt sich nun in diesen Worten aus? Will Mnioch damit sagen, daß Christi Lehren nur als unendliche Forderungen (regulative Ideen) Sinn haben oder spricht hier der erfahrene Mann, der resigniert und dem alle inneren Notwendigkeiten fremd sind? Auf jeden Fall verkennt Mnioch wie immer die Wirklichkeit. — 77) Vgl. a. a. O. S. 265. — 78) Vgl. a. a. O. S. 266. — 79) Vgl. a. a. O. S. 260 ff. — 80) Vgl.

a. a. O. S. 243. — 81) Vgl. a. a. O. S. 262. — 82) Vgl. auch S. 141, Anm. 00. — 83) Vgl. a. a. O. S. 36. — 84) Vgl. a. a. O. S. 68. — 85) Vgl. zum folgenden die Ausführungen auf S.39 ff. in der Litaney von 1791. — 86) Vgl. a. a. O. S. 71. — 87) Vgl. a. a. O. S. 72. — 88) Vgl. a. a. O. S. 73. — 89) Vgl. a. a. O. S. 146 Anm. — 90) Vgl. a. a. O. S. 38. — 91) Vgl. hierzu: „Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben" von Hermann Schmitz, Berlin, 1921, S. 199—222 ff. — 92) Bekenntnisse dieser Art wirken stets phrasenhaft, wo sie nicht gestaltet werden. Um sie zu beweisen, müßte erst die ostdeutsche Literaturgeschichte geschrieben werden, oder sie müßten dichterisches Erlebnis werden. So seien sie nur eine Andeutung. — 93) Vgl. a. a. O. S. 215. — 94) Vgl. a. a. O. S. 226. — 95) Vgl. a. a. O. S. 221 Anm. — 96) Vgl. a. a. O. S. 222 ff. — 97) Vgl. a. a. O. S. 224 ff. — 98) Vgl. a. a. O. S. 3. — 99) Vgl. a. a. O. S. 81. — 100) Vgl. die Vorrede zu den „Zwei Gebeten" in Bd. I der „Sämtl. Auserles. Schriften", S. 77 ff. — 101) Vgl. a. a. O. S. 110. — 102) Vgl. a. a. O. S. 193. — 103) Vgl. a. a. O. S. 208.

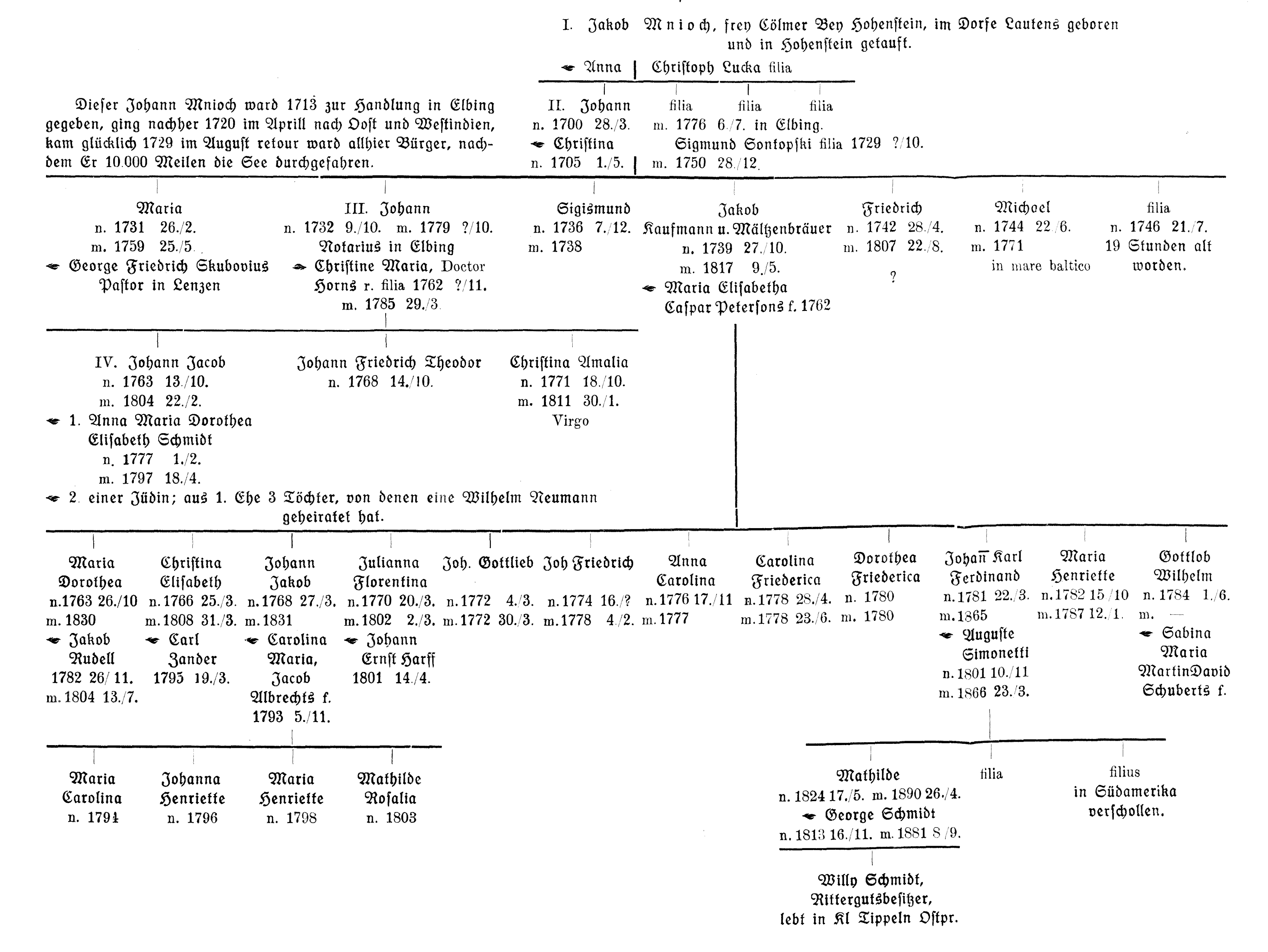
V. Abschnitt.

1) „Zerstreute Blätter", S. 202; S. 231. — 2) Vgl. J. G. Fichte, Briefwechsel. Gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz, Leipzig, 1925; II, S. 380. — 3) Vgl. Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Hrsg. von O. Floeck, I, Brief 51, S. 243. — 4) Da Mnioch zu zersplittert und zu temperamentvoll war, einen Gedanken systematisch zu Ende zu denken, brauchte er den persönlichen Verkehr, um von Mensch zu Mensch im endlosen Hin- und Herreden sich zu befreien. — 5) Vgl. a. a. O. Brief 27, I, S. 123. — 6) Vgl. „Analekten" I, S. I ff. — 7) Vgl. a. a. O. — 8) Johann Jakob Mnioch „Sämtliche Auserlesene Schriften", in 3 Bänden. Görlitz, bei Anton, 1798/99. — 9) Vgl. Note III, 45. — 10) Der junge Student, der nach Herder zwei Jahre in Königsberg Kant gehört hat, hat diesen nicht verstanden. — 11) Vgl. Sämtliche auserlesenen Schriften, II, 320. — 12) a. a. O. — 13) Vgl. a. a. O. S. 323. — 14) Vgl. a. a. S. I,14. — 15) Vgl. a. a. O. — 16) Vgl. a. a. O. II, 320. — 17) Vgl. a. a. O. I, S. 103. — 18) Vgl. a. a. O. I, 125. — 19) Vgl. a. a. O. I, S. 125 ff. — 20) Vgl. a. a. O. I, 126. — 21) Vgl. a. a. O. I, 132/33. — 22) Vgl. a. a. O. II, S. 320. — 23) a. a. O. — 24) Als praktischer Schulmann hat er den kantischen Freiheitsbegriff verstanden und wohl auch anerkannt. Vgl. seine Gedanken über die Strafe, besonders im III. Band der Sämtl. Auserles. Schriften, S. 104 ff. —25) Vgl. a. a. O. II, S. 307 ff. — 26) Vgl. a. a. O. I, S. 31. — 27) Vgl. a. a. O. I, S. 10. — 28) Vgl. a. a. O. II, S. 112. — 29) Vgl. a. a. O. II, S. 112/13. — 30) Vgl. a. a. O. S. 113/114 Anm. — 30a) Vgl. a. a. O. II, S. 136/37. — 31) Vgl. a. a. O. II, S. 117/118. — 32) Seine Vorstellung von Auflösung ist von den anderen Romantikern verschieden. Werner wollte im Geschlechtsakte nur seine Zerspaltenheit überwinden, dagegen das Ich erhalten. — 33) Vgl. a. a. O. I, S. 111/12. — 34) Vgl. a. a. O. I, S. 112. — 35) Vgl. a. O. I, 112/13. — 36) Vgl. a. a. O. I, S. 113/14. — 37) Vgl. „Zerstreute Blätter", S. 196 Anm. — 38) Vgl. a. a. O. S. 196 ff. — 39) Vgl. a. a. S. 205. — 40) Vgl. a. a. O. S. 206. — 41) Vgl. a. a. O. S. 206 Anm. — 42) Vgl. a. a. O. S. 207/08. — 43) Vgl. a. a. O. S. 208/09. — 44) Vgl. a. a. O. S. 209. — 45) Vgl. a. a. O. S. 197. — 46) Vgl. a. a. O. S. 198. — 47) Vgl. S. 205/06: „Ihrem Manne, der zuweilen das Unglück hat, die ganze Welt für eine Gesellschaft guter Freunde anzusehen, wurde sie ein warnender und leitender Genius. Ihre Meinung von manchen Personen, die er genau zu kennen glaubte, war oft von der seinigen in den wesentlichsten Punkten verschieden; oft entdeckte er mit Freude, noch öfter mit Betrübnis, daß die Stimme des Genius wahr geredet hatte." — 48) Vgl. S. 227 Anm.: Fichte, der bei seinem damaligen Aufenthalt in Danzig, uns oft in Neufahrwasser besuchte, war bei einigen dieser Übungen mit freundschaftlichem Interesse Zuschauer. — 49) Vgl. a. a. O. S. 228. — 50) Vgl. a. a. O. S. 228/29. — 51) Vgl. a. a. O. S. 229/30. — 52) Vgl. a. a. O. S. 230. — 53) Vgl. a. a. O. S. 231. — 54) Vgl. a. a. O. S. 202. — 55) Vgl. a. a. O. S. 196. — 56) Vgl. Floeck, I S. 122. — 57) Vgl. Note III, 1. — 58) Vgl. in Bd. I, II der

Sämtl. Auserles. Schriften. — 59) Vgl. a. a. O. S. 199 ff.. — 60) Vgl. a. a. O. S. 200. — 61) „Diese wenigen Blätter werden den Namen Maria Mnioch jedem Leser von reinem Sinn werth machen!" (Herder in den „Erfurther Gelehrten Nachrichten" aus dem Jahre 1798, das 48. Stück). Vgl. auch „Zerstreute Blätter", S. 12. — 62) Vgl. a. a. O. S. 22. — 63) Vgl. a. a. O. S. 23. — 64) Vgl. a. a. O. S. 26/7. — 65) Vgl. a. a. O. S. 27. — 66) Vgl. a. a. O. S. 199 ff. — 67) Vgl. a. a. O. 124 ff. — 68) Vgl. a. a. O. S. 130 ff. — 69) Vgl. a. a. O. S. 114 ff. — 70) Vgl. a. a. O. S. 147 ff. — 71) Vgl. a. a. O. S. 139 ff. — 72) Vgl. a. a. O. S. 126 Anm. — 73) I. Die Vermählung, ein Hymnus, II. Die Entbindung, eine Romanze. Dem neuen Jahrhundert gewidmet, von J. J. Mnioch, Königsberg, 1801. — 74) Vgl. a. a. O. S. 82/3. — 75) Vgl. a. a. O. S. 23/4. — 76) Vgl. a. a. O. S. 34, 35 ff. — 77) Vgl. Wilhelm Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Tübingen 1921. S. 280/81. — 78) Vgl. a. a. O. S. 281. — 79) Vgl. Vermählung, S. 87. — 80) Vgl. a. a. O. S. 84. — 81) Vgl. a. a. O. S. 84. — 82) Vergleicht man diese beiden Philosophen mit den Urhebern der Romantik Hamann und Herder, so sind sie als Rationalisten zu bezeichnen. Für Mnioch vertreten sie die Vernunft- und nicht die Herzensreligion. — 83) Analekten von J. J. Mnioch, 2 Bände. Görlitz bei Anton 1804. — 84) a. a. O. II, S. 145/44. — 85) Vgl. a. a. O. II, S. 145. — 86) Vgl. a. a. O. II, S. 150. — 87) Vgl. a. a. O. II, S. 151. — 88) Vgl. a. a. O. II, S. 181. — 89) Vgl. z. B. II, S. 119, 120, 121, 126, 139, 158, 157 usw. — 90) Vgl. a. a. O. II, S. 118. — 91) Vgl. a. a. O. II, S. 148 ff. — 92) Vgl. a. a. O. II, S. 158 ff. — 93) Vgl. a. a. O. II, S. 156. — 94) Vgl. a. a. O. II, S. 151. — 95) Vgl. a. a. O. II, S. 120. — 96) Vgl. a. a. O. II, S. 117 ff. — 97) Vgl. a. a. O. II, S. 157/58. — 98) Vgl. a. a. O. II, S. 258. — 99) Vgl. a. a. O. II, S. 52. — 100) Vgl. a. a. O. II, S. 156/75. — 101) Vgl. a. a. O. II, S. 72/73. — 102) Vgl. a. a. O. II, S. 75. — 103) Vgl. a. a. O. II, S. 76/7. — 104) Vgl. Herders sämtl. Werke, hrsg. von B. Suphan, 11. Bd., S. 219 ff. — 104a) Von und an Herder, S. 125 ff. — 104b) Vgl. a. a. O. — 104c) Vgl. a. a. O. S. 126. — 105) Vgl. hierzu auch Jos. Nadler: Literaturgeschichte, III, 456: „Herders Stimme und nicht der Schlegels: das war der Augenblick, da der Sprecher, ehrlicher als er wirklich war, Herders Vaterschaft für die ganze Bewegung hätte anerkennen müssen." — 105a) Vgl. Hamanns Schriften, hrsg. von F. Roth, Berlin 1821, II, Aesthetica in nuce, S. 259 ff. — 105b) Vgl. a. a. O. S. 258 ff. — 105c) Vgl. a. a. O. S. 293 ff. — 105d) Vgl. besonders Analekten II; Poesie und Prosa, S. 17. — 106) Vgl. a. a. O. S. 19. — 107) Vgl. a. a. O. S. 23. — 108) Vgl. a. a. O. I, Hellenik und Romantik, S. 13—54; 212 ff.; 217 ff.; II, 117 ff. — 109) Vgl. a. a. O. II, 119. — 110) Vgl. a a. O. I, 119. — 111) Vgl. a. a. O. II, 119. — 112) Vgl. Nadlers Forschungen in seiner Literaturgeschichte. — 112a) Adolf Hittler vor dem Münchener Putsch. — 113) Vgl. die Note V, 86. — 114) Vgl. Brief an Tieck, in Holteis Sammlung II, S. 359 ff. 115) Fichtes Briefwechsel II, S. 153 ff. — 116) Die Gründe scheinen auch vermögensrechtlicher Natur gewesen zu sein. — 117) Gemeint sind: frühere Gedichte. — 118) Analekten I, S. 279. — 119) Analekten I, S. 282. — 120) Analekten I, S. 285. — 121) Analekten I, S. 286. — 122) Vgl. a. a. O. S. I ff. — 123) Aus dem III. Bande der „Sämtl. Auserles. Schriften" sind nur das Logenlied (S. 115) und die Gedichte „Frauenlob" (144) und „Lied, einer guten Frau gesungen" erwähnenswert. — 124) Vgl. Note V, 8. — 125) Vgl. Note V, 74. — 126) Der I. Bd. enthält nur Gedichte. — 126) Der I. Bd. enthält nur Gedichte. — 127) 1800 sind die beiden Gedichte schon fertig. Vgl. die Orts- und Zeitangabe auf S. 105. — 128) Die Gedichte, die in den ersten beiden Bänden der „Sämtl. Auserles. Schriften" von Mnioch sind, haben alle die Form des Gebetes oder der Epistel. — 129) Vgl. a. a. O. III, S. 115 ff. — 130) Vgl. Note V, 127. — 131) Vgl. a. a. O. III, S. 155. — 132) Vgl. Note V, 74. — 133) Vgl. Note V, 74. — 134) Entbindung S. 70/71. — 135) Vgl. Analekten I, 13 ff. — 136) In der Holteis'schen Sammlung. A. W. Schlegel an Tieck, III, S. 248. — 137) Vgl. a. a. O. S. 249 und 263; aus dem Briefe vom 10. Juli 1801 geht hervor, daß Tieck die Vermählung höher schätzte. Vgl. Analekten I, S. 27. — 139) Vgl. a. a. O. S. 30. — 140) „Todtentänzerin", S 151 ff. — 141) Vgl. a. a. O. I, 171/72; a. a. O. I, 156. —

142) Vgl. a. a. O. I, S. 142, 174. — 143) Vgl. Ludwig Tiecks Schriften, 10. Bd. Berlin 1828, S. 291. — 144) Vgl. Tiecks Schriften I, 1 ff. — 145) Vgl. Tiecks Schriften II, 1 ff. — 146) Vgl. Brief an Tieck, II, 360: „Dieser Zerbino hat in bezug, nicht auf mein Innewerden der Poesie, sondern auf mein verständliches Denken und Sprechen darüber, ein wahres Pfingst-Wunder an mir verübt." — 147) Vgl. Tieck, X, 102 die Worte des Lysippus an den Waldbruder: „Aufgeklärt bin ich so ziemlich, um Euren Rosenkranz da gehörig zu verachten, aber Ihr seid ja auch ein Mensch und könnt nicht dafür, daß Ihr nicht mehr erleuchtet seid!" — 148) Vgl. Analekten I, S. 217—223. — 149) Vgl. a. a. O. S. 217. — 150) Vgl. a. a. O. S. 277. — 151) Sie werden im folgenden behandelt. — 152) Vgl. a. a. O. S. 143 ff. — 153) Vgl. a. a. O. S. 225 ff. — 154) Vgl. a. a. O. S. 225. — 155) Vgl. a. a. O. S. 226. — 156) Indem sie auch dem erotischen Charakter des Gedichtes zu dienen hat. — 157) Vgl. a. a. O. S. 277 ff. — 158) Vgl. Floeck, Brief 27, I, S. 122. — 159) Vgl. Floeck, Brief 26, I, S. 99 ff. — 160) Vgl. Paul Hankammer: Zacharias Werner, S. 16. — 161) „Die Söhne des Thals", 2 Teile, Grimma 1840, Bd. IV—V. — 162) Vgl. a. a. O. IV, S. VII. — 163) Vgl. das Fragment einer Maurerrede in den „Kleinen Vermischten Schriften", S. 217 ff. — 164) Vgl. z. B. a. a. O. V, S. 254: „Sie ((die Schwester)) harret mein — zuviel der Freud' auf einmal!" — 165) Vgl. Gödeke, V. Bd., 2. Abt., S. 411 ff. — 166) Konnte auf keiner deutschen Bibliothek ermittelt werden. — 167) Eine Sammlung von Faber, Schlichtegroll und Mnioch. — 168) Der eigentliche Titel heißt: Faber, Mnioch: der verstorbene König. 2 Gedichte für's Volk. Dem Grenadier Gleim. Jena 1786. — 169) Vgl. Papillons I, 1788, S. 106 Anm. — 170) Konnte auf keiner deutschen Bibliothek ermittelt werden. — 171) wie vor. — 172) Befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek Rudolstadt. — 173) Diese Gedichte sind sämtlich in Mniochs Werken aufgenommen. — 174) Konnte auf keiner deutschen Bibliothek ermittelt werden. — 175) Ist in den „Kleinen Vermischten Schriften". — 176) Trotz der Angabe Gödeke hat sich nur Vol. I auf allen Bibliotheken, die das Werk besitzen, ermitteln lassen, nicht Vol. II und III. Im deutschen Gesamtkatalog findet sich auch folgende Notiz: „Bändchen II und III sind trotz der Angabe bei Gödeke nicht erschienen. — 177) Besitzt die Elbinger Stadtbücherei. — 177a) Auf der Stadtbibliothek zu Danzig; aus der Anzeige ergibt sich, daß Mnioch in Danzig in der Frauengasse 831, „von der Pfarrkirche rechter Hand" wohnte. Er hatte in seinem Institut 26 Schüler. — 178) Enthält Ausfälle gegen die Zeitgenossen. — 179) Ein sinnloser Aufsatz, in dem Mnioch den Idealismus überspannt. — 180) Vgl. Gödeke, V. Bd., 2. Abt., S. 411 ff.

Stamm-Tafel I.



I. Jakob Mnioch, frey Cölmer Bey Hohenstein, im Dorfe Lautens geboren und in Hohenstein getauft.
⚭ Anna | Christoph Lucka filia

Dieser Johann Mnioch ward 1713 zur Handlung in Elbing gegeben, ging nachher 1720 im Aprill nach Oost und Westindien, kam glücklich 1729 im August retour ward allhier Bürger, nachdem Er 10.000 Meilen die See durchgefahren.

II. Johann
n. 1700 28./3.
⚭ Christina
n. 1705 1./5.

filia

filia
m. 1776 6./7. in Elbing.
Sigmund Sontopski filia 1729 ?/10.
m. 1750 28./12.

filia

Maria
n. 1731 26./2.
m. 1759 25./5.
⚭ George Friedrich Skubovius
Pastor in Lenzen

III. Johann
n. 1732 9./10. m. 1779 ?/10.
Notarius in Elbing
⚭ Christine Maria, Doctor
Horns r. filia 1762 ?/11.
m. 1785 29./3.

Sigismund
n. 1736 7./12.
m. 1738

Jakob
Kaufmann u. Mältzenbräuer
n. 1739 27./10.
m. 1817 9./5.
⚭ Maria Elisabetha
Caspar Petersons f. 1762

Friedrich
n. 1742 28./4.
m. 1807 22./8.
?

Michoel
n. 1744 22./6.
m. 1771
in mare baltico

filia
n. 1746 21./7.
19 Stunden alt
worden.

IV. Johann Jacob
n. 1763 13./10.
m. 1804 22./2.
⚭ 1. Anna Maria Dorothea
Elisabeth Schmidt
n. 1777 1./2.
m. 1797 18./4.
⚭ 2. einer Jüdin; aus 1. Ehe 3 Töchter, von denen eine Wilhelm Neumann geheiratet hat.

Johann Friedrich Theodor
n. 1768 14./10.

Christina Amalia
n. 1771 18./10.
m. 1811 30./1.
Virgo

Maria Dorothea
n. 1763 26./10
m. 1830
⚭ Jakob Rudell
1782 26./11.
m. 1804 13./7.

Christina Elisabeth
n. 1766 25./3.
m. 1808 31./3.
⚭ Carl Zander
1795 19./3.

Johann Jakob
n. 1768 27./3.
m. 1831
⚭ Carolina Maria, Jacob Albrechts f.
1793 5./11.

Julianna Florentina
n. 1770 20./3.
m. 1802 2./3.
⚭ Johann Ernst Harff
1801 14./4.

Joh. Gottlieb
n. 1772 4./3.
m. 1772 30./3.

Joh Friedrich
n. 1774 16./?
m. 1778 4./2.

Anna Carolina
n. 1776 17./11
m. 1777

Carolina Friederica
n. 1778 28./4.
m. 1778 23./6.

Dorothea Friederica
n. 1780
m. 1780

Johan̄ Karl Ferdinand
n. 1781 22./3.
m. 1865
⚭ Auguste Simonetti
n. 1801 10./11
m. 1866 23./3.

Maria Henriette
n. 1782 15./10
m. 1787 12./1.

Gottlob Wilhelm
n. 1784 1./6.
m. —
⚭ Sabina Maria
MartinDavid Schuberts f.

Maria Carolina
n. 1794

Johanna Henriette
n. 1796

Maria Henriette
n. 1798

Mathilde Rosalia
n. 1803

Mathilde
n. 1824 17./5. m. 1890 26./4.
⚭ George Schmidt
n. 1813 16./11. m. 1881 8./9.

filia

filius
in Südamerika
verschollen.

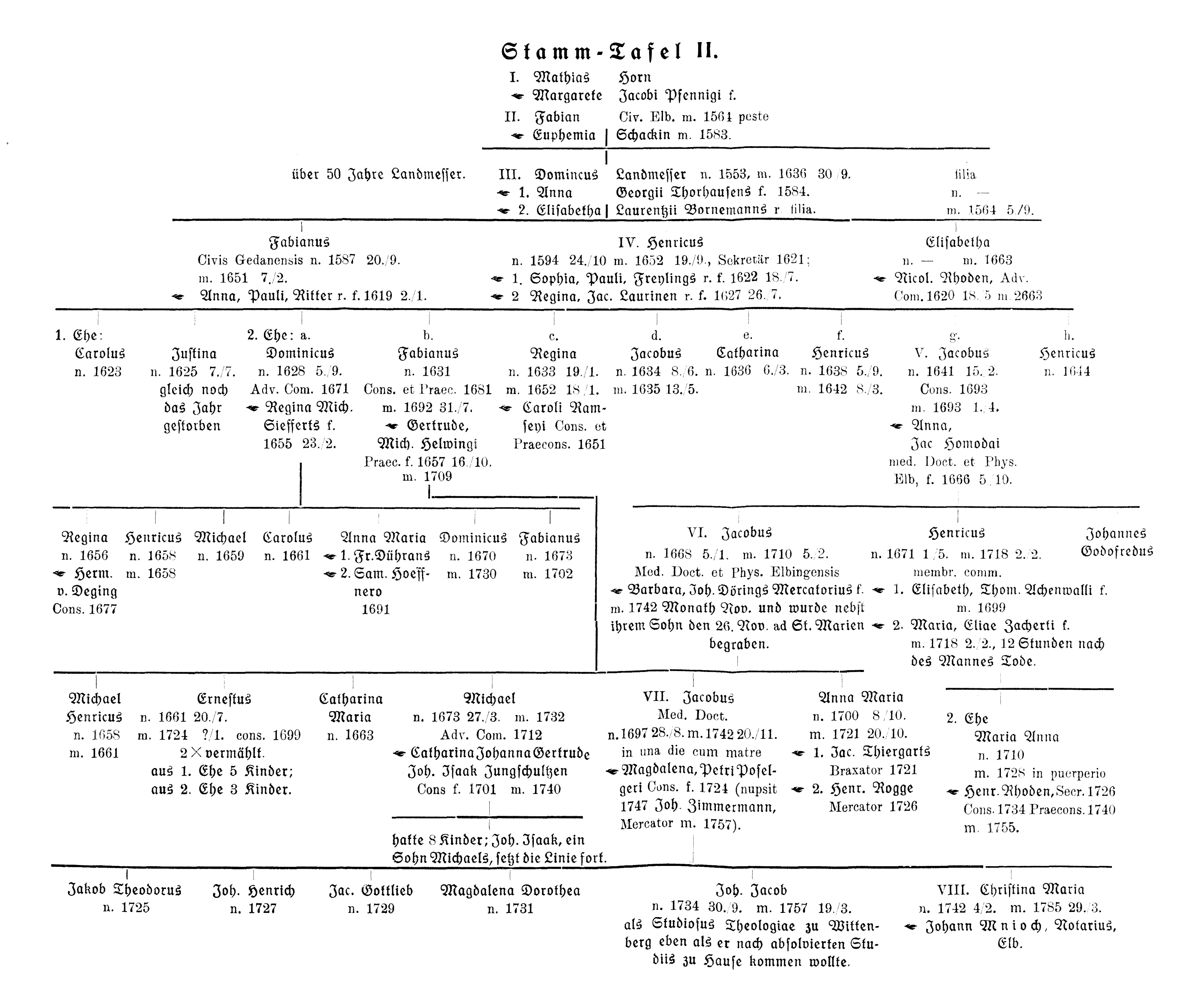
Willy Schmidt,
Rittergutsbesitzer,
lebt in Kl Tippeln Ostpr.

Stammtafeln.

I. Stammbaum des Dichters Johann Jakob Mnioch.

II. Stammbaum der Mutter des Dichters,
geb. Christina Maria Horn.

Erklärung: ⚭ = vermählt.



Stamm-Tafel II.

I. Mathias Horn
⚭ Margarete Jacobi Pfennigi f.

II. Fabian Civ. Elb. m. 1564 peste
⚭ Euphemia Schackin m. 1583.

über 50 Jahre Landmesser.

III. Dominicus Landmesser n. 1553, m. 1636 30./9.
⚭ 1. Anna Georgii Thorhausens f. 1584.
⚭ 2. Elisabetha Laurentzii Bornemanns r. filia.

filia
n. —
m. 1564 5./9.

Fabianus
Civis Gedanensis n. 1587 20./9.
m. 1651 7./2.
⚭ Anna, Pauli, Ritter r. f. 1619 2./1.

IV. Henricus
n. 1594 24./10 m. 1652 19./9., Sekretär 1621;
⚭ 1. Sophia, Pauli, Freylings r. f. 1622 18./7.
⚭ 2 Regina, Jac. Laurinen r. f. 1627 26./7.

Elisabetha
n. — m. 1663
⚭ Nicol. Rhoden, Adv. Com. 1620 18./5 m 2663

---

1. Ehe: Carolus n. 1623

Justina n. 1625 7./7. gleich noch das Jahr gestorben

2. Ehe: a. Dominicus n. 1628 5./9. Adv. Com. 1671 ⚭ Regina Mich. Siefferts f. 1655 23./2.

b. Fabianus n. 1631 Cons. et Praec. 1681 m. 1692 31./7. ⚭ Gertrude, Mich. Helwingi Praec. f. 1657 16./10. m. 1709

c. Regina n. 1633 19./1. m. 1652 18./1. ⚭ Caroli Ramseyi Cons. et Praecons. 1651

d. Jacobus n. 1634 8./6. m. 1635 13./5.

e. Catharina n. 1636 6./3.

f. Henricus n. 1638 5./9. m. 1642 8./3.

g. V. Jacobus n. 1641 15./2. Cons. 1693 m. 1693 1./4. ⚭ Anna, Jac Homodai med. Doct. et Phys. Elb, f. 1666 5./10.

h. Henricus n. 1644

Regina n. 1656 ⚭ Herm. v. Deging Cons. 1677

Henricus n. 1658 m. 1658

Michael n. 1659

Carolus n. 1661

Anna Maria ⚭ 1. Fr. Dührans ⚭ 2. Sam. Hoeffnero 1691

Dominicus n. 1670 m. 1730

Fabianus n. 1673 m. 1702

VI. Jacobus
n. 1668 5./1. m. 1710 5./2.
Med. Doct. et Phys. Elbingensis
⚭ Barbara, Joh. Dörings Mercatorius f. m. 1742 Monath Nov. und wurde nebst ihrem Sohn den 26. Nov. ad St. Marien begraben.

Henricus
n. 1671 1./5. m. 1718 2./2.
membr. comm.
⚭ 1. Elisabeth, Thom. Achenwalli f. m. 1699
⚭ 2. Maria, Eliae Zacherti f. m. 1718 2./2., 12 Stunden nach des Mannes Tode.

Johannes Godofredus

Michael Henricus n. 1658 m. 1661

Ernestus n. 1661 20./7. m. 1724 ?/1. cons. 1699 2 × vermählt. aus 1. Ehe 5 Kinder; aus 2. Ehe 3 Kinder.

Catharina Maria n. 1663

Michael n. 1673 27./3. m. 1732 Adv. Com. 1712 ⚭ Catharina Johanna Gertrude Joh. Isaak Jungschultzen Cons f. 1701 m. 1740

hatte 8 Kinder; Joh. Isaak, ein Sohn Michaels, setzt die Linie fort.

VII. Jacobus Med. Doct. n. 1697 28./8. m. 1742 20./11. in una die cum matre ⚭ Magdalena, Petri Poselgeri Cons. f. 1724 (nupsit 1747 Joh. Zimmermann, Mercator m. 1757).

Anna Maria n. 1700 8./10. m. 1721 20./10. ⚭ 1. Jac. Thiergarts Braxator 1721 ⚭ 2. Henr. Rogge Mercator 1726

2. Ehe Maria Anna n. 1710 m. 1728 in puerperio ⚭ Henr. Rhoden, Secr. 1726 Cons. 1734 Praecons. 1740 m. 1755.

Jakob Theodorus n. 1725

Joh. Henrich n. 1727

Jac. Gottlieb n. 1729

Magdalena Dorothea n. 1731

Joh. Jacob n. 1734 30./9. m. 1757 19./3. als Studiosus Theologiae zu Wittenberg eben als er nach absolvierten Studiis zu Hause kommen wollte.

VIII. Christina Maria n. 1742 4/2. m. 1785 29./3. ⚭ Johann Mnioch, Notarius, Elb.

Volkstümliche Danziger Dichtungen aus der Zeit des Übergangs in den preußischen Staat 1793.

Von

Dr. Arno Schmidt.

Übersieht man die volkstümliche historische Dichtung, welche die wechselvolle Geschichte Danzigs begleitet, so zeigt sich deutlich, daß in gewissen Zeitpunkten ein starkes Anschwellen der Zahl dieser poetischen Erzeugnisse stattgefunden hat, so 1525, als die Stürme der Reformation heraufzogen, dann 1577, als Stephan Bathory Danzig belagerte; dann wieder 1656, wie Karl Gustav von Schweden die Stadt bedrohte und die Danziger das Glück hatten, den berühmten Grafen Königsmark zu fangen; und ferner bei der belustigenden Flucht des Prinzen Conti 1697, der als polnischer Thronbewerber mit Ludwigs XIV. Unterstützung bei Oliva gelandet war[1]). Ein solcher Höhepunkt findet sich dann wieder in der Zeit nach der ersten polnischen Teilung, etwa um 1784, wo das Schicksal der alten Hansestadt nicht nur Gegenstand der gesamten osteuropäischen Politik, sondern natürlicherweise eine höchsteigene Angelegenheit der Bewohner selbst war. Denn diese Dichtungen sind es ja gerade, die dem Historiker wertvoll erscheinen müssen als Spiegel der leidenschaftlichen Anteilnahme des gesamten Volkes. Sie vermögen uns am besten in den Geist der Vergangenheit zu versetzen und sind wie Fleisch und Blut gegenüber dem Knochengerüst der nackten Tatsachen. Als Dichtungen verraten sie in der Form, z. B. in der Verwendung der angestammten niederdeutschen Mundart, die schon im 17. Jahrhundert nicht mehr für „literaturfähig" angesehen wurde und dennoch als ureigenes Wesensstück weiterlebte, ihr enges Verbundensein mit dem Baume unseres deutschen Volkstums! Mag bei den folgenden Gedichten manchen befremden, daß die Danziger die Vereinigung mit dem preußischen Staate, auch wenn er vom Alten Fritz regiert wurde, nicht alle als Notwendigkeit und Ehre ansahen, das eine ist gewiß, daß sich mit diesem Übergang die aus der Frühgeschichte Danzigs und seiner Zugehörigkeit zum deutschen Ordensstaate wie zur Hanse klar begründete Rückkehr zum deutschen Mutterlande vollzog.

Hatte die Verbindung Danzigs mit dem hinsiechenden, machtlosen, unter dem stärksten Einfluß Rußlands stehenden Polen ihm schon empfindliche Schäden eingetragen, so war seinem Handel und Wandel auch mit den einschneidenden Veränderungen des Jahres 1772 nicht geholfen. Preußen versuchte vielmehr, das Auge bereits auf die „friedliche" Erwerbung der Weichselmündung und ihrer wertvollen Hafenstadt gerichtet, alle Vorteile seiner eben gewonnenen Weichselstadt Elbing zuzuwenden und an dem Handel Danzigs seine in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegenen Landgebiete, zu denen zweifellos Danziger Grund und Boden hinzugeschlagen wurde, teilnehmen zu lassen. Aus vier Vorstädten Danzigs erwuchs die Königliche Immediatstadt Stolzenberg. Die preußischen Schlagbäume erhoben sich auf den drei Landseiten nicht weit von den

[1]) Die volkstümlichen Spottlieder, welche damals (um 1697) entstanden sind, habe ich kürzlich in der Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde-Berlin (August 1927) veröffentlicht.

Toren; in Neufahrwasser, auf angeblich dem Kloster Oliva gehörigem Boden, überwachte der Preuße die Ein- und Ausfuhr Danzigs. Friedrich vertrat den Standpunkt, daß er den Hafen von Danzig zur Versorgung von West- und Ostpreußen mit gleichem Recht wie der Danziger Kaufmann benutzen dürfe. Die Hansestadt berief sich vergeblich auf ihr Stapel- und Hafenrecht. Daß sie nicht schon bei der ersten polnischen Teilung 1772 an Preußen überging, verdankte sie dem Eintreten der Zarin Elisabeth, die selbstverständlich ihrem alten Gegner Friedrich ein so wertvolles Stück der Beute durchaus mißgönnte. Wie sich nach dem bedeutsamen Erfolge des großen Königs im Siebenjährigen Kriege mit seinen überall in deutschen Landen hervortretenden nationalen Wirkungen auch in Danzig eine preußische Anhängerschaft — und besonders im Kaufmannsstande — bilden konnte, ist wohl kein Wunder. Aber selbst wenn die auf ihre republikanische Verfassung stolze Stadt damals es über sich gebracht hätte — und sie war weit entfernt davon —, den Wunsch nach einem Anschluß an Preußen auszusprechen, so wäre Rußland das Hindernis gewesen. Es gab ebenso wie eine preußische und eine sehr schwache polnische auch eine russische Partei in Danzig, wie das erste Gedicht zeigen wird. Schon 1764 garantierte die Kaiserin Katharina der Stadt die gefährdeten Rechte, den Besitz ihrer Ländereien, die Privilegien in Kirchen- und anderen Sachen. Als Stanislaus Poniatowski 1767 den freien Durchzug polnischer Waren durch den Danziger Hafen forderte, wiederholte sie in einem feierlichen Schreiben ihr Versprechen: „Zuletzt da die Stadt künfftig von jemandem ihrer Rechte und Freyheiten wegen angefochten würde, wird sie zu Uns und Unsern Nachfolgern ihre zuversichtlichst-demütigste Zuflucht nach wie vor zu nehmen haben und sich alle Förderung, Schutz und Beystand versprechen können.“ In russischer und deutscher Ausführung, letztere bei Damus, Z.W.G. XX, S. 174, vgl. Löschin II, S. 230.

Die stärkste Anhängerschaft hatte also noch immer die auf die Erhaltung der überlieferten Form, d. h. der politischen Selbständigkeit bedachte republikanische Hauspartei, die gewiß unter dem Einfluß ihrer klugen, sachverständigen Residenten an den benachbarten Höfen auch mit dem Gedanken einer Anlehnung an eine wirkliche Großmacht sich vertraut gemacht hatte. Die näheren geschichtlichen Angaben seien hier unterlassen, da ausführliche Schilderungen dieses bedeutsamen Abschnittes der Danziger Geschichte vorliegen: Dr. R. Damus „Die Stadt Danzig gegenüber der Politik Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II.“ in Z.W.G., Heft 20 (1887), und desselben Verfassers „Festschrift zur hundertjährigen Gedenkfeier der Vereinigung Danzigs mit dem Königreich Preußen im Jahre 1793“, Danzig 1893. Zur Ergänzung verwendet man mit Vorteil Löschins „Geschichte Danzigs“, 2. Teil, (D. 1823) S. 216 ff. und Erich Keyser, Danzigs Geschichte (D. 1921), S. 141 ff.

Von der Art der Überlieferung der folgenden Gedichte sei ebenfalls das Notwendige vorausgeschickt. Nr. 1 und 3 stehen in Ms. 741 der Stadtbibliothek; es handelt sich um einen Sammelband des 18. Jahrhunderts, der von C. J. Reyger angelegt und von anderen später durch Zusätze erweitert worden ist. Zu diesen Erweiterungen gehören die beiden plattdeutschen Gedichte, die von

gleicher Hand geschrieben sind. Ms. 857 (Nr. 2, Nr. 4 und eine Lesart von Nr. 6 enthaltend), ist eine Sammlung von 9 Bl. verschiedenen Formates, betitelt: Gedichte und prosaische Satiren betr. das Verhältnis Danzigs zum Königreich Preußen in den Jahren 1783-1793. Die hierin enthaltenen Prosaschriften, die für das Verständnis der vorliegenden Dichtungen wertvolle Ergänzungen bieten, hat Otto Günther in den Mitt. des Westpr. Gesch.-Vereins, Jahrgang 3 (1904), S. 38 ff.: „Danziger politische Satiren aus der Zeit vor der Preußischen Annexion" veröffentlicht und erklärt. Günther hatte auch in seiner Danziger Amtszeit (nach dem Muster der „Geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs", herausgegeben im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte von K. Steiff und G. Mehring) eine handschriftliche Sammlung der Danziger historischen Dichtungen begonnen und eine Anzahl der hier gebotenen Gedichte bereits darin aufgenommen.

Nr. 6 und 7 stehen auf einem einzelnen Folio-Doppelblatt und sind im Januar 1784 geschrieben. Dieses Ms. ist eine Neuerwerbung der Stadtbibliothek und die Veranlassung für die vorliegende Arbeit geworden. Nr. 6 ist noch einmal in Ms. 637 vertreten, ebenso als Einzelblatt in 300, Abt. H., fol. O.o. Nr. 28 des Staatsarchivs. Die vier Lesarten dieses Gedichtes zeigen nur geringe Abweichungen. So sind alle bisher genannten Gedichte noch ungedruckt, nur Nr. 5 ist bereits veröffentlicht, nämlich von A. Hagen in den „Neuen Preuß. Prov.-Blättern", andere Folge, Band X, Königsberg 1856, S. 395 ff., wo die beiden zusammengehörigen Gedichte allein und nacheinander abgedruckt sind, während sie in unserem Zusammenhang und nebeneinandergestellt entschieden ein besseres Verständnis finden werden. N e b e n einander finden wir auch die beiden Gedichte auf einem Einzelblatt im Staats-Archiv 300 Abt. H. fol. Oo. Nr. 28, nach welchem unser Abdruck erfolgt. Das Exemplar Hagens war eine andere Abschrift, es hat z. B. in Str. 5 Lübeck für Hamburg, in Str. 8: Die Flittern auf der West' zu zählen.

1.

An die Stadt Dantzig.

Mens. Martii 1779.

1 Ut es de Danz en juner Stadt,
Ju fangen an to hincken,
De prusche Kater en de Katt
Verteren ju de Worst en Schinken.
5 De Schlickers krupen gar to wiet,
Ey lat ju nicht so foppen,
Jy kunnen ja in oller Tyd
De Moscoviter kloppen.
De boese Larm röhrt frilich her
10 Vom Stried met de Polacken,
Herr Grausoß springt krorn en de Quer
En grep ju en den Nacken.

Nu gnagt he wat he gnagen kann,
Ji mögen noch so ropen,
15 Nie balgo Pies de Mosci Pan
Fängt selwsten an to loopen.
Un also sy ji den nunmehr
Von Helpers ganz verlaten,
Wat netzen ju de Canoneer
20 Un alle Stadt Soldaten?
Ja, lewsster Gott, de Danz is weg,
De Geigen send terschmeten,
Prinz Pistrich dot ju ut de Zech
Met de blau dössche Kroaten.
25 Dat is gewis en garstig Ding,
De Fryheid es verschlagen,
Gott Vader lett dorch Nabar Flinck
Ju recht verdieselt plagen.
Dat es ock alles gegen ju,
30 Doch darob weel eck wedden,
Dat onse mächtje grote Fru
Ju lichtlich kun erredden.
Wer wett, wat se noch künftig deit,
Wenn Koenig Schlau sull starwen,
35 Denn ehre goldne Gnädigkeit
Lett nich en Kind verdarwen.

Wie schon der Anfang unseres plattdeutschen Gedichtes zeigt, ist es gegen Preußen gerichtet. Der Schluß verrät seine Herkunft von der russischen Partei, indem er Schutz und Gnade von „unserer mächtigen großen Frau" (Kaiserin Katharina) verspricht. Die Bezeichnungen Nabar Flinck und König Schlau beweisen, daß jene in den Jahren 1757—1762 gedruckten plattdeutschen „Bauern-Gespräche" noch in guter Erinnerung sind, welche nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges die niedersächsische und märkische Landbevölkerung von der gerechten Sache König Friedrichs überzeugen sollten und eine große Verbreitung fanden. Wlihelm Seelmann hat über diese eigenartige politische Dichtung im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1922, S. 25 ff.: „Die plattdeutschen Bauerngespräche von 1757" geschrieben und dabei auch eine Übersicht der 13 Hefte, wie sie in den Drucken der Berliner Staatsbibliothek vorliegen, gegeben. Ein Druck davon befindet sich auch in Danzig, Stadtbibliothek unter Signatur De 8389: „Ernsthaftes und vertrauliches Bauren-Gespräch gehalten im Schulzen-Gerichte zu N. und W. 1758 o. O. ff. 14 Hefte, fortlaufend S. 1—224.

Nabar Flinck ist in dem einen wiedergegebenen Schlüssel als König von Preußen bezeichnet, Vedder Schlau als König von Frankreich; in unserm Gedicht ist König Schlau ebenfalls auf Friedrich zu deuten, mit dessen Ableben man damals rechnete. Prinz Pistrich dürfte der Oberst von Pirch sein, der

die um Danzig stehenden preußischen Truppen kommandierte, ungerührt durch das harte Schicksal des Ortes, und die täglichen Übungen seiner Soldaten auf den Äckern der Danziger Bauern abhielt (Löschin II, S. 241). Polen, das immer nur forderte, im übrigen aber Danzig wie eine fremde Stadt behandelte, ist wohl mit dem „Herrn Grausoß" gemeint. König Stanislaus Poniatowski erhielt ein Krönungsgeschenk von 20 000 Dukaten, drohte aber bald darauf mit einem Generalzoll und verweigerte der Stadt die Bestätigung ihrer Privilegien. Damit stehen die oben erwähnten russischen Zusicherungen von 1764 und 1768 in Verbindung. Z. 1: das hier gebrauchte und von Z. 21 wieder aufgenommene Bild von dem Tanze ist offenbar in bezug auf den Namen der Stadt gewählt, den alte Sagen von „Tanzen" ableiten wollten (Günther). Vgl. F. A. Brandtstäter, Danziger Sagenbuch S. 8 ff. Z. 5: „Schlickers" = Schleicher. Z. 15: „Nicht fürchtete ihn der Hund, der edle Herr". Z. 24: blau dössche Kroaten, blau getaufte Kroaten (Reim: Kräten!) = Preußen.

2.

1. Ach Stolzenberg, ach Stolzenberg,
   — Du armer Bauer, wie siehst du so sauer —
   Der Brandt der kompt herein,
   Er wird euch lernen prahlen,
   Er setz euch zu viel Qualen,
   Weil du warst erst so stolz,
   Du grobes Holz, du grobes Holz!

2. Den Schlagbaum zu, den Schlagbaum zu,
   — Wo bleiben die Reuter, da er konnte weiter —
   Marschiren tapfer heran:
   Er setzt sie alle in Glieder
   Und stunden euch zuwieder,
   Mit großer — Freundlichkeit:
   Euer Herzeleid, Euer Herzeleid!

3. Als er darauff war, als er darauff war,
   — Sucht er Quartieren vor die Offiziren —
   Auch vor die Garnison.
   Wolt ihr nun weiter prahlen,
   Ihr sollet alles bezahlen
   Mit schuldigem Lohn,
   Zum Spott und Hohn, zum Spott und Hohn.

4. Den Richter her, den Richter her,
   — Wo ist er geblieben . . . —
   Schreibet ihm von Eurem Berg herab!
   Ihr sollt ihn selber holen
   Und küssen seine Sohlen,
   Euer vorige Obrigkeit,
   Ohne Streit, ohne Streit!

5. Nun gebet heraus, nun gebet heraus,
— Ihr lieben Gäste, all zum besten —
Dazu ein völligen Schmaus!
Laß Wein und Bier nicht fehlen,
Es scheueret unser Kehlen,
Vor unsre weite Reis'
Das tut mit Fleiß, das tut mit Fleiß!

6. Manisten her, Manisten her,
— ihr guten Brüder, seyd nicht zuwieder —
Gebt uns den Brantewein!
Ihr habt gute Gäste,
Gebet uns das beste:
Ein lieblichen Toback
Von gutem Geschmack, von gutem Geschmack!

7. Victoria, Victoria,
— Wir haben gewonnen, sie sind entronnen —
Vom Stolzenberg herab!
Ihr grobe verlauffene Flegel,
Kommt her, setzt uns die Kegel
Zu unserem Anfangsspiel,
Mit guttem Will, mit guttem Will!

8. Wir rotten uns, wir rotten uns
— Zusammen mit unsern Fahnen —
Die ganze Companie.
Wir stellen aus viel Wachten
Mit unsern Wehr und Waffen,
Dem Feind Abbruch zu tun.
Wie geht's uns nun, wie geht's uns nun!

9. Wir machten Lermen, wir machten Lermen
— Mit großem Wesen, all außerlesen —
unser brave Offizir!
Es stunden unser Offizirer
zugleich mit Musquetirer
Aufs Freudenfeld.
Heraus als eine Maus, als ein betrübte Maus!

Ein preußisches Soldatenlied, dessen flotte Marschmelodie man noch beim Lesen zu hören glaubt! Es ist auf besonderem Zettel, von ungeübter Hand mit sichtlichen Mängeln geschrieben, dem Ms. 857 beigefügt: Wohl oder übel müssen sich die Stolzenberger die schlimme Einquartierung gefallen lassen und auch noch den Spott über ihre frühere Obrigkeit einstecken. Den „lieben" Gästen soll man einen Schmaus geben mit Bier und Wein. Die Mennoniten (Str. 6), die in erheblicher Zahl als Brauer und Brenner in Altschottland saßen, werden Branntwein und lieblichen Tabak spenden. Dafür muß der Soldat auch allzeit sein Leben wagen. — Die Schreibweise ist leicht verändert und einheitlich gemacht.

3.

Pip, Blaurock, Pip,
Der Galer bestu quitt,
Wärst du op den Holm geblewen,
Hast du nich met Koht gekregen,
Pip, Blaurock, Pip.

Ganz ähnlich bei Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897, S. 291: „Piep, Blaurock, piep / De Galersch geist du quitt / Am Ganskrog bist du utgestagen / Am Holm, do häst du Schmer getragen / Piep, Blaurock, piep!" Der Vers ist irrtümlich auf 1812 bezogen. Zwei andere angeführte Beispiele verspotten die Dänen: a) nach der Schlacht bei Gadebusch, b) nach dem Verlust der Kriegsschiffe vor Eckernförde April 1849. Herkunft aus einem älteren Kinderreim, dessen Anfang E. M. Arndt in „Märchen und Jugenderinnerungen" I, 402: „Piep, Vagel, piep" mitteilt.

Diesem Spottvers der Danziger, der in der Handschrift: „August 1783" datiert ist, liegen wohl die folgenden Vorgänge zu Grunde: die für die preußischen Untertanen, insbesondere für die Kaufleute bestimmten und auf der Weichsel herangebrachten Waren wurden einfach vor und hinter dem Stadtbereich, also unterhalb bei Schellmühl, oberhalb beim Ganskrug abgeladen und zu Lande weitergeführt. Den letzteren Weg durch das Bauamt sperrte die Stadt 1782. Am 26. April 1783 wurden zwei Fahrzeuge, die Getreide nach Schellmühl führen sollten, auf Befehl des Rates am Blockhause angehalten. Wachen am Ganskrug verwehrten den Durchgang der Waren, die nicht für den Danziger Markt bestimmt waren. Ein von Neufahrwasser kommender und für Königliche Rechnung nach Königsberg gehender Kaffeetransport wurde etwas später sistiert. Der schon genannte Oberst von Pirch erhielt am 22. August Befehl, von dem Holm aus jedem Danziger Schiffe die Fahrt zu wehren. Als er es wagte, in eigener Person bei dem Danziger Blockhause vorüberzufahren, bedrohte ihn der am Ganskruge versammelte Volkshaufe (s. Löschin II, S. 246 ff.). Z. 2 Galer = galee, dreisilbig, frz. galère, nicht nur = Kriegsschiff; vgl. Luthers Tischreden (24): galleen voller getreids, Grimm W. B. IV, 1160. — Böhm übernimmt den Vers aus H. Frischbier, Preuß. Volksreime, Nr. 519.

4.

Eine Preussche Schrift auf die Dantzger.

1. Piep, Dantzger Bauer, piep,
Die Gäns und Hühner bist du quiet,
Du kannst nicht in der Stube liegen,
Der Preuß hat dich heraus getrieben,
Brot und Fleisch und Branntwein hier,
Vor die Preussen hast du Quartier,
Piep, Bauer, piep.

2. Denn Bürgermeister und Senat
Sammt allen Hohen und dem Rath,

Die wissen schon nicht hin noch her,
Der Preuß kommt ihnen in die Quer,
Der Bauer muß nun Bürger sein
Mit Ochsenfleisch und fette Schwein,
Piep, Bauer, piep.

3. Der Kaufmann möcht gern alles kaufen,
Der Preuß weiß besser drauf zu laufen,
Er hält ihm lieber alles auf,
Was der Bauer bringt zu Kauf.
Du, Schnaphahn, mußt doch einst crepieren,
Der Preuß thut dich schon brav vexieren,
Piep, Schnaphahn, piep.

4. Herr, halt mich fest bei Rock und West!
So gehts dir armem Schnaphahn (jetzt),
Der Preuß macht dir den Schlagbaum zu,
Der Ruß will von dir gar nichts wissen,
Holland läßt dir freundlich grüßen,
Der Franzmann, was sagt der dazu?
Lieber Schnaphahn, höre zu!

5. Die Erlösung in der Welt
Ist das liebe Geld.
Drum du Schnaphahn immer hin,
Tonnen Goldes zahle hin ,
So wird dir die Sünd vergeben,
Und der Preuß läßt dir das Leben.
Piep, Schnaphahn, piep!

Die in Wechselwirkung mit Nr. 3 stehende Dichtung zeigt erst im 3. Vers, wen sie eigentlich meint. Ihre Stellung ist in der Überschrift deutlich gekennzeichnet. Daß es sich auch hier um eine ältere, viel geübte Dichtungsform handelt, zeigt ein anderes Beispiel, welches sich im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1912, S. 305 findet. Es ist ein auf 13 Str. angewachsenes Gedicht, in Salzwedel entstanden, das auf den Kriegs- und Steuerrat Titius (seit 1735 in der Altmark amtierend) gemünzt ist. Es beginnt:

Piep, Titze, piep,
Du bist tor Straffe riep!
Hört man doch an allen Enden,
Dat du bist en Schinners Händen:
Piep, Tietze, piep!

Vgl. auch den Schluß des plattdeutschen Danziger Gedichtes (Nr. 1) auf die Flucht des Prinzen Conti, 1697, a. a. O. S. 25. „Schiet, schiet, schiet, den Franzmann sind wi quiet."

V. 5. Ein Liederbuch aus Stüblau von 1842 verzeichnet ein Gedicht von fünf Strophen: „Denn das liebe Geld, das regiert die Welt."

5.

Die Preusche an den Danziger:

1.
Wenn Fürsten, Könige, Potentaten
Mit ihrem Heere Wunder thaten,
Das passet sich.
Doch wenn ein armer Staat voll Bürger
Sich stellen will als Held und Würger,
Ist lächerlich.

2.
Wenn Fürsten Fürsten Trotz gebieten
Und sich drauf in die Haar geriethen,
Das passet sich.
Doch wenn ein Kaufmann Könige(n) trotzet,
Der sonst von nichts als Narrheit strotzet,
Ist lächerlich.

3.
Wenn Ladendiener Ducaten wiegen,
Im Messen Käufer stets betrügen,
Das passet sich.
Doch wenn sie in der Dummheit sprechen:
„Laßt uns an unserm Feinde rächen",
Ist lächerlich.

4.
Wenn sie aus fremde Lotterien
Die größeste Gewinnste ziehen,
Das passet sich.
Doch wenn ein solcher Narre saget:
„Nun Brüder, nun ist's Zeit, nun waget",
Ist lächerlich.

5.
Wann ihr den Cours auf Holland wisset
Und dann auf den von Hamburg schließet,
Das passet sich.
Doch wann ihr eure Flinten ladet
Und glaubt, daß dies dem Preußen schadet,
Ist lächerlich.

6.
Wenn bei Pomucheln und bei Braten
Euch andre was im Handel rathen,
Das passet sich.
Doch wann ihr brav Piquete stellet,
Damit euch ja nichts überfället,
Ist lächerlich.

[Danzigs Antwort:]

1.
Wenn Fürsten, Könige, Potentaten
Mit Eisenfresser Wunder thaten,
Wer wundert drüber sich?
(Doch) wenn eine arme Stadt voll Bürger
Nicht zittert vor dem Heer der Würger,
Ist das wohl lächerlich?

2.
Die ohne Thorheit Trotz zu bieten
Dem Bürger treu zu bleiben riethen,
Veredlen ihn und sich.
Doch wenn ein Automate strotzet,
Auf seines Triebwerks Feder trotzet,
Das, das ist lächerlich.

3.
Wenn fremde Münzer uns betrügen,
So muß man freilich Ducaten wiegen,
Die Herren treffen sich:
Was sie von unsrer Dummheit sprechen,
Wird Jude und Franzose rächen,
Sind sie nicht lächerlich?

4.
Daß preußische Zahlen-Lotterien
Die Städtsche Groschen an sich ziehen,
O das erlaubt man sich!
Doch wenn ein Narr, der Unsinn saget,
Das Glücke zu verleumden waget,
Das ist nicht lächerlich.

5.
Wenn ihr nicht Cours und Rechnung wisset
Und doch See-Compagnien schließet,
Das ginge nun vor sich:
Doch wer nur seine Flinte ladet,
Der Welt, der er nicht nutzet, schadet,
Ist mehr als lächerlich.

6.
Ihr seid an Pökelfleisch und Braten,
Noch weißt ihr selbst nicht wie, gerathen.
Weit besser, wann man sich
Den Grütztopf an das Feuer stellet,
Sein Holz zum Feuer selber fället,
Weit weniger lächerlich.

7.
Wann Franzwein in die Kehle fließet
Und dann nur Weinwitz sich ergießet,
Das passet sich:
Doch wenn ihr eure Walle klopfet
Und eure Musquedonner pfropfet,
Ist lächerlich.

8.
Sprecht ihr von zweiunddreißig Winden,
Die auf dem Compaß nur zu finden,
Das passet sich:
Doch weiß ich keine Zahl zu wählen,
Den Wind in eurer Stadt zu zählen;
O das ist lächerlich!

9.
Drum nehmt sehr wahr die große Stunde,
Erkennet all aus meinem Munde:
Ihr seid sehr lächerlich.
Erkenn dein Unrecht tief im Staube,
O Danzig, bessre dich und glaube:
Dies passet sich.

10.
Nicht aber Trotz und opponiren,
Nicht selbst sich durch sich selbst regieren,
Nein, das ist lächerlich.
Sonst könnten Häuser Steine werden,
Ein neu Jerusalem auf Erden:
Das passet sich.

11.
Daß Gott durch den (der) Hochmuth stürzet,
Theils Leben, theils ihr Wohl verkürzet,
Das passet sich.
Kommt alle, flehet um die Gnade
Des großen Königs, schlagt Chamade,
Sonst bleibt ihr ewig lächerlich.

7.
Weil was durch unsre Kehle fließet,
Nicht eure Nasen erst begießet,
So regt die Mißgunst sich.
Die Hand, die blaue Wämser klopfet,
Viel Fleisch in enge Hosen pfropfet,
Ist grausam lächerlich.

8.
Ein Haarzopf rechnet zu den Winden,
Was andere nur reinlich finden,
Und dennoch weiß er sich
Den schönsten großen Hut zu wählen,
Die Flüttern auf der Quast zu zählen,
Armselig lächerlich!

9.
Erspart den Geiser eurem Munde,
Die Mißgeburt der bösen Stunde
Ist gar zu lächerlich.
Wälzt euch, so lang ihr wollt, in Staube,
Du, Danzig, stehe fest und glaube:
Die Zeiten ändern sich.

10.
Wann wir bescheiden opponiren,
Uns in Gefahr mit Muth regieren,
So schätzt uns Friederich:
Aus Steinen können Häuser werden,
Du, Reimschmidt, bleibst auf dieser Erden
Dumm, elend, lächerlich.

11.
Daß Gott auf die Gewaltigen stürzet,
Das Maaß der Traurigkeit verkürzet,
Das weiß und hoffe ich.
Wir flehn um Recht und nicht um Gnade;
Wer vor dem Angriff schlägt Chamade,
Ist ewig lächerlich.

Das Gedicht ist ein Beweis dafür, daß die Mehrzahl der Danziger Bürger nach dem Teilungsjahre 1772 wohl eine Zeitlang daran gedacht hat, in Erinnerung an die alten ruhmreichen Verteidigungen von 1577, 1656 und 1734, die teure Vaterstadt mit den Waffen in der Hand zu schützen, falls nicht wie früher so oft, dem Widersacher durch ein Geldopfer beizukommen war. Gerade die mittleren Kaufleute, die den Haupteinfluß in der dritten Ordnung hatten, sannen zuerst auf bewaffneten Widerstand. Das spricht deutlich aus ihren Forderungen i. J. 1774. Vgl. auch die Ausführung zu Nr. 3. Ein Jahrzehnt später war in diesen Kreisen der Umschwung bereits eingetreten: der bürgerliche Mittelstand erstrebte den friedlichen Ausgleich mit Preußen.

V. 4: Ein Danziger Kaufmann hatte in einer auswärtigen, wie ich glaube, preußischen Lotterie, das große Los gewonnen (Hagen). Die Danziger konnten nicht verhindern, daß in Langfuhr eine Lotterie eingerichtet wurde (vgl. Damus, a. a. O. S. 38). „Nun, Brüder, nun ist's Zeit" ist die Anspielung auf ein Gedicht, das am Artushof angeschlagen war: Der 1. Junius 1774: „Auf Bürger, frohen Muts, jetzt ist es hohe Zeit usw." Damus a. a. O. S. 59.

V. 5: Preußen gründete 1772 unter starker Beteiligung des Königs eine Seehandlungs-Compagnie (Aktien-Gesellschaft) in Warschau, die sich von ihrem Faktor in Fahrwasser die Handelswaren unter der Bezeichnung „Königliche Effekten" zusenden ließ, um freien Durchgang zu haben. Vgl. Löschin II. S. 240.

V. 7: Anspielung auf die Prügelstrafe und die eng sitzende preußische Uniform.

V. 8: Hier kommt der alte Bürgerstolz des Danziger Kaufmanns gegenüber dem armen preußischen Offizier und Beamten noch einmal recht zum Ausdruck.

6.

[Ein preußischer Musketier spricht:]

Wie lange wilt du noch, o Danzig, widerstreben?
Wie lang wilt du bedrücket und eingeschlossen leben?
O hör doch einmal auf, dir selbst im Licht zu stehn,
Laß deine Bürgerschaft nicht ganz zu Grunde gehn;
5 Eröffne deine Thor freiwillig unsern König,
Denn deine Wälle sind vor diesen Held zu wenig.
Wie kannst du den Monarch, der Sieges-Kränse trägt
Und der den größten Feind durch Witz und Waffen schlägt,
Wie kannst du trotzig ihm auch deine Thor verschließen?
10 Wie magst du unverschämt auf seine Truppen schießen?
Worauf verläßt du dich? wie wilt du widerstehn,
Wenn Friederich mit Ernst dir wird zu Leibe gehen?
Wenn Preusches Feuer wird auf deine Mauren blitzen,
So wird dich nicht dein Wall, nicht dein Geschütz beschützen;
15 Und ob gleich deine Lag auch vorteilhaft dir ist,
So denke doch nicht, daß du unüberwindlich bist.
Auch darffst du ganz und gar auf fremde Hülf nicht warten,
Denn unser Friederich mischt gern allein die Karten,
Und wenn er Solo spielt, und drei sind gegen ihn,
20 So wird er doch zuletzt allein die Beute ziehn.
Er hat schon oft gespielt und nie hat er verloren,
Denn er ist zum Gewinn, nicht zum Verlust geboren.
Drum schick dich in die Zeit, o weit berühmte Stadt,
Und denk, daß jede Stadt ihr eignes Schicksal hat.
25 Das Ungewitter droht, du kannst ihm noch entgehen,
Es kann ein guter Wind auf deine Schiffe wehen.
Nimm an des Königs Gnad, biet ihm nicht länger Trutz,
Er biet dir Frieden an und Sicherheit und Schutz;
Er will dir deinen Glanz und Reichthum wiederbringen,
30 Und er wird dich empor wie hohe Cedern schwingen.

Was säumest du noch lang, o Danziger Majestrat?
Besinne dich einmal, thu eine kluge That.
Gebt eure Schlüssel her dem großen Potentaten,
Laßt euch zu eurem Wohl und eurem Vortheil rathen;
35 Hemmt nicht durch Eigensinn der Weichsel freien Lauf,
Stellt lieber in der Stadt den schwarzen Adler auf.
Ja dieses Wappen soll in euren Flaggen wehen,
Man wird es überall an euren Thoren sehen.
Denn wird euch allen wohl und ganz geholfen sein,
40 Denn kehrt bei euch die Ruh und Handlung wieder ein,
Denn wird euer Dominick in Zeit von wenig Jahren
Viel reicher sein an Pracht, an Geld und Kaufmannswaren.
Und dieses wünscht euch heut bei einem Gläschen Bier
Aus deutscher Redlichkeit ein Preußcher Musketier.
45 Und künftig kann vielleicht bey einem Glaschen Wein
„Es lebe Friederich" der rechte Vyvat sein.

Nach der Übereinstimmung der vier Handschriften aus den Jahren 1783. Die beiden letzten Zeilen stehen in Ms. 637 und Ms. 857 nicht. Zu Zeile 10 vermerkt eine Randbemerkung des gleichen Schreibers im Ms. 637: Wann ist das geschehen? Z. 20: „Böthe ziehn" St. A. Z. 26: „Segel", „Fahne" für Schiffe. Zeile 41 hat Ms. 637: „in Zeit von dreyen Jahren" und dazu die Marginale der gleichen Hand: „tempus docebit". Es kann hier nur kurz erwähnt werden, daß Danzig in der ersten preußischen Zeit von 1793—1807 tatsächlich einen bedeutenden Aufstieg erlebte.

7.

Ein Gedicht, welches die Dantziger auf die Preußen gedichtet haben.

Die Preußen sich quatieren ein
Und nennen den Wirt aus falschem Schein . . Vater.
Als was im Hause ist darein
Das gib herauß, es muß jetzt sein . . . . . . Unser.
5 Der Bauer denket eben recht,
„Ihr Schelmen seidt ja Teuffels Knecht . . . . Der du bist.
Wir armen Leute leiden not
Und klagen es dem lieben Gott" . . . . Im Himmel.
Ich zweifele, daß auch wohl ein Freund,
10 Der unter diesen Preußen seind, ... Geheiliget werde.
Es ist kein Volk auf dieser Erd,
Durch welches mehr gelästert werd . . . . . Dein Name.
Sie rauben uns die Ruh und Rast
Und machen uns sehr große Last . . . . Zu uns komme.
15 Drum, Herr, wenn du's nicht selbst wirst hindern,
So werden sie noch rauben und plindern . . . Dein Reich.
Ach würden sie all tot geschlagen,
So wollen wir mit Freuden sagen . . . . Dein Wille geschehe.

Wenn wir los wären diese Pein,
20 So wollen wir voll Freuden sein . . . . . . Wie im Himmel.
Wer weiß, wohin dieß Volk gehört,
Im Himmel wird es nicht geehrt . . . . . . Also auch auf Erden.
Sie brauchen unser Gut und Hab
Und schneiden uns vom Maule ab . . . . . Unser täglich Brodt.
25 Sie sagen: „Bauer, schaff uns frey
Sauffen, Fressen gleich herbey“ . . . . . . Gib uns heute!
Drum Dantzig, wenn wir dieses Jahr
Dir bringen keine Zinße dar, ... Vergib uns!
Maßen wir mit dieser Qual
30 Bezahlen müssen allzumahl . . . . Unser Schuldt.
Gar listig wissen sie zu schaffen,
Daß sie bey unsere Weiber schlaffen . . . . Wie Wir.
Als den müßen wir mit Schmertzen
Noch schreien und dazu von Hertzen . . . . . vergeben.
35 Wie kan uns solches Volk gefallen,
Der Teuffel holle es mit allen . . . . Unsern Schuldigern.
Wen man nicht Pferde haben kan,
So heißt's: Kogon, span Ochsen an . . . . . Und führe uns.
Was macht's? Sie sind uns überlegen,
40 Drum können wir auch uns bewegen . . . . Nicht!
Ach, Weiber und Töchter, die unser sein,
Die werden sie noch führen ein . . . . . . In Versuchung.
In dem sie noch solch Übel treiben,
so laß sie doch nicht bey uns bleiben . . . . Sondern erlöse uns!
45 Und gib doch, daß wir arme Leut
Von Ihnen bald mögen sein befreit . . . . . Von dem Übel.
Ach, Herr, verleih uns Fried' und Ruh
Und schick das Volk zum Teufel zu . . . . . Amen.

Der Text ist unterschrieben: Klein Mausdorf, den 30. January, Anno 1784, d. i. südöstlich von Tiegenhof im Großen Werder, schon auf preußischem Boden, nicht weit von der Grenze des Danziger Gebietes. — Z. 10 steht „die“ statt „der“; Z. 38 Kogon = cochon frz., sonst heißt es bei den unten angeführten Beispielen: Bauer, Sachs usw.; Z. 44 für „so“ steht „soll“. — Diese, das Vaterunser entwürdigende Dichtung gehört als politisches Kampfmittel doch zu einer großen und interessanten Reihe ganz ähnlicher Gebilde, über welche Gerhard Mehring in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 19. Jahrgang, Berlin (Behrend) 1909, S. 129 ff. handelt. Er weist dort auf die vorangehende Arbeit von R. M. Werner (Das Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik, Vierteljahresschrift f. Literaturgeschichte 5, 1—49, 1892) hin. In der Anmerkung weitere Literatur. Eine ältere Gruppe, bei der mit den Worten des Gebetes zeilenweise rein weltliche Reden abwechseln (Reutlinger Vaterunser des Herzogs Ulrich v. Würtemberg von 1519), reicht etwa bis 1607 oder 1621. Zu einem zweiten Typus, der die Einzelworte des Gebetes in den Zusammenhang des weltlichen Textes hineinzieht, so daß sie dadurch sogar ihren Sinn verändern, gehört auch unsere oben wiedergegebene Form. Mehring weist als ältestes ihm

bekanntes Stück ein Gedicht von etwa 1598 oder 1599 nach aus dem Ms. eines Dr. Rudolf Ehinger von Balzheim, der im 16. Jahrhundert in Ulm lebte: „Was gestalt das niderländisch [soll heißen: spanische] Kriegsvolk mit den armen bawren und sie mit ihnen das Vatter Unser beten.“ Ein Vergleich mit dem abgedruckten Text lehrt, daß trotz des zeitlichen Abstandes von rund 200 Jahren nur geringe Veränderungen des Wortlautes eingetreten sind. „Wann der Soldat zum Bauren geht ein, grüeßt er ihn mit freundlichem Schein: Vatter“ beginnt das ältere Gebet. Der Sinn ist fast überall gewahrt. Es hat zwar noch eine Fortsetzung bis zum Ende des Vaterunsers, aber die Urform scheint, wie die späteren Beispiele zeigen, auch mit dem „Erlöse uns von dem Übel. Amen.“ geschlossen zu haben.

Den bei Werner aufgezählten 15 verschiedenen Fassungen fügt Mehring ein aus Sachsen stammendes „Vatterunser der Obrschlesisch-, Sächsisch- und Böhmischen Baurschaft“ von 1756 hinzu, welches beginnt: Wo der Preuß nur kehret ein, heißt es zwar auf bloßen Schein: Vatter. Diese im Siebenjährigen Kriege durch Abschriften verbreitete Dichtung, die dem Preußen alles Schlechte nachredet und ihn mitbekämpfen soll, ist also der unmittelbare Vorläufer unseres Gebetes von 1784. Da der deutsche Osten in der zweiten Arbeit nicht vertreten ist, muß hier hervorgehoben werden, daß auch die Danziger historische Dichtung diese Form seit der Zeit Gustav Adolfs kennt. Th. Hirsch veröffentlichte in den „Neuer Pr. Provinzialblättern“ 1849, 1. Hälfte, aus Ms. 915 der Danziger Stadtbibliothek: 1. „Der Werderischen Pawren Vater unser von Gustavo“, 2. „der Werderischen Pawren Gebet oder Vater unser, wieder die Soldaten oder Conförderanten“, wovon das zweite unserer Urform nahesteht. Beide sind bei Werner verzeichnet. 3. hat R. F. Arnold (Z. W. G. 39, S. 136 ff.) „Das Vatter unser so auff den Kronbegirigen Stanislaum von einem ihm abgeneigten Pohlen appliciret worden“ als Beispiel aus dem 18. Jahrhundert gebracht. Ein 4. ist unser Gedicht von 1784. — In der „Festschrift zur Jahrtausendfeier der Rheinlande in Danzig“, 1925 steht auf S. 38 aus einer in der Stadtbibliothek befindlichen Handschrift des 17. Jahrhunderts: „Der Cöllnischen Baurn Vater Unser gegenst die Frantzosen.“ Auch dieses stimmt im allgemeinen mit der alten Form des 16. Jahrhunderts (Mehring, S. 131) oder oben Nr. 2 (Hirsch, S. 215) überein. Str. 21 (vgl. oben Zeile 41 und 42) ist gemildert: „Das es uns durchs Hertze dringt / und dadurch manchen Haußmann bringt — in Versuchung.“ Schluß: „Stürtz sie in Plutos Gruft hinein / so werden wir befreiet sein — von allem Uibel.“ Ein Beispiel für die ältere der beiden Gruppen weist „das Bäbstische Vatter Vnser“ auf, das sich in einer Handschrift des 17. Jahrhunderts im Danziger Staatsarchiv (300 H. V. V. 43, 387) findet und dem von R. M. Werner (a. a. O. S. 5) mitgeteilten — Gotha 1620 an die Seite gestellt werden kann. Sein fast übereinstimmender Wortlaut zeugt von dem Haß des großen Krieges. Über das Wiederaufleben dieser Dichtungsart im Weltkriege s. Z. d. V. f. Volkskunde 1916, S. 417.

Johanna Schopenhauers Kriegserlebnisse in Weimar.

Ein unveröffentlichter Brief im Danziger Staatsarchiv.

Von

Dr. H. Haßbargen.

In ihrer Autobiographie „Jugendleben und Wanderbilder" — einem noch heute sehr lesenswerten Buche, dem die Stadt Danzig eine treffende Darstellung ihrer damaligen geistigen und kulturellen Zustände verdankt — schildert uns Johanna Schoppenhauer die ersten Etappen ihres Lebensweges, der sie aus der engen Umfriedung des Beischlags vor dem elterlichen Hause schließlich in ihren Weimarer Salon und in den Schatten des Titanen führte. Als der Danziger Kaufherr Heinrich Floris Schopenhauer die 18-jährige Johanna Trosiener zum Traualtar führte, durfte er wohl hoffen, in der begabten, klar blickenden, in die Weite strebenden jungen Frau eine gute Gefährtin zu finden für seinen weltoffenen, durch weite Reisen gebildeten, allem Wahren und Schönen zugetanen Sinn. Seine guten Vermögensverhältnisse erlaubten ihm, für die Bildungsbedürfnisse seiner jungen Frau in jeder gewünschten Weise zu sorgen. Und als Heinrich Floris, seinem Republikanerstolze treu, das preußisch werdende Danzig mit der freien Stadt Hamburg vertauschte, bedeutete dieser Tausch für Johanna einen weiteren Schritt auf ihrem Wege in die ersehnte große Welt; denn der von seiner Vaterstadt getrennte Gatte fand in Hamburg keine rechte Ruhe und war stets geneigt, ihren Wünschen Gehör zu geben, durch Reisen die bedeutendsten Kulturstätten und Persönlichkeiten ihrer Zeit kennen zu lernen. Und schließlich — als Schopenhauer im Jahre 1805 plötzlich aus dem Leben schied, — verwirklichte Johanna sehr bald den wohl schon geheim gehegten Wunsch, ihr geistiges Wissen und Können und ihr erhebliches materielles Vermögen nach Weimar zu tragen und den ständigen Umgang mit den dort versammelten „bedeutendsten Köpfen Deutschlands" zu suchen. Es glückte ihr — für sie selbst überraschend schnell — dort einen Zirkel zu bilden, der, wie sie ihrem Sohne schreibt, „in Deutschland nicht seinesgleichen habe". Die erschütternden Kriegsereignisse der Schlacht bei Jena brausten auch über Weimar hinweg, wo Johanna soeben eingetroffen war. Die gemeinsame Not öffnete die Herzen und ließ sie sich schnell finden.

In diese Situation führt uns der vorliegende Brief, der vom 26. Oktober 1806 datiert. Wir erinnern uns, daß Johanna in einem Schreiben vom 18./19. Oktober ihrem Sohne eine Schilderung der Kriegserlebnisse in Weimar gegeben hat[1]). Wenn sie aber dort zum Schluß sagt: „Es ist mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu schreiben", so unterschätzte sie sich. Die Stärke der Eindrücke drängte nach Befreiung durch das Wort. Sie schrieb einen zweiten ausführlichen Brief, diesmal an ihre Cousine in Danzig, der in der Abschrift im Danziger Staatsarchiv vorliegt[2]).

Die Adressatin des Briefes ist mit fast völliger Sicherheit in der Person der Susanne Jacobine Labes (geb. Mahl) zu suchen, aus deren Besitz die Ab-

---

[1]) **Jugendleben und Wanderbilder. 2. Ausg.** 1848. **Bd. 2. S.** 211.
[2]) Abt. 408[1] (Nachlaß Labes) Paket X Nr. 2.

schrift stammt. Die Mutter dieser Cousine war eine geb. Lehmann und, wie Johannas Mutter, eine Tochter des Apothekers Georg Lehmann in Danzig.

Die Abwesenheit des Originalbriefes, über dessen Verbleib nichts bekannt ist, erregt keine kritischen Bedenken. Er wurde wahrscheinlich, der Aufforderung am Schlusse entsprechend, an andere weiter gegeben, vorher aber der interessante Inhalt durch eine offensichtlich getreue Copie festgehalten.

Außer den einleitenden Bemerkungen über Johannas letzte Erlebnisse in Hamburg darf man in diesem Brief keine inhaltlich neuen Tatsachen erwarten. Die Veröffentlichung rechtfertigt sich aber durch die — bei den zahlreichen Beziehungen Johannas zu Danzig auffällige — Tatsache, daß hier erstmalig, soweit ich sehe, ein Brief an Danziger Verwandte ans Licht kommt, und sie gewährt die Möglichkeit, durch Vergleichung mit dem erwähten Parallelbrief psychologisch interessante, kritisch vielleicht nicht unbedeutsame Einblicke zu gewinnen in Johanna Schopenhauers Art, Menschen und Begebenheiten zu erleben und zu schildern.

Weimar, d. 26. October 1806.

Ihr gütiges liebes Schreiben, meine theure Cousine vom 16. September erheiterte die ersten Tage meines Hierseyns, ich erhielt es gleich nach meiner Ankunft und die Gewißheit, daß Ihre Freundschaft und Ihr Andenken mir auch nach meinem neuen Wohn-Orte folgen, gab mir Muth und Freudigkeit; die Liebe meiner älteren Freunde ist meinem Herzen sehr nothwendig, wo nähme ich sonst Kraft her für alle die Stürme des Schicksals, die mich vor so vielen andern zu ihrem Ziele ausersehn zu haben scheinen? Festes Vertrauen auf die Hand, die mich durch Gefahren aller Art wunderbar führte, ein reines Selbstbewußtseyn, eine feste Gesundheit und der glückliche Umstand, daß mein Blut leichter als bei vielen andern durch die Adern rollt, und ich also noch immer einen leichten Schimmer des Lichts dort sehe, wo andere nur die tiefste Nacht erblicken, dieses hält mich freilich, aber das Bewußtseyn von guten edlen Menschen, die Ihnen und Ihrem Gemahl[1]) gleichen, geliebt zu seyn, das hebt mich und spornt mich, immer besser zu werden und dieses Glückes mich würdig zu machen. Sie werden ohne Zweifel begierig seyn, von mir und meinem Schicksal etwas genaueres zu erfahren, liebe Cousine, es war schrecklich und schön zugleich, schrecklich durch die Gefahren, welchen ich ausgesetzt war, durch den Anblick unaussprechlichen Elends, über welches mein Herz gebrochen wäre, wenn ich ihn ruhig hätte ansehen müssen, aber so benahm mir die Sorge für mich und die Meinen den Sinn dafür, schön war mein Schicksal, weil ich fester als je überzeugt bin, daß ein gütiges Wesen über mir waltet und seine Engel schickte mich zu schützen.

Ich könnte ein Buch schreiben, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich seit einem Monat erlebte, ich will aber suchen, mich kurz zu fassen, ich hoffe, wir sehen uns einst wieder, dann sollen diese Geschichten Stoff zur Unterhaltung für manche vertraute Stunde geben. Ich verließ Hamburg d. 21. September,

[1]) Johann Labes, angesehener Kaufmann in Danzig, 1807—08 Senator der Freien Stadt Danzig, starb 1809.

freilich sprach man vom Kriege, aber niemand ahndete dessen Gewißheit, noch weniger dessen Nähe, am allerwenigsten, daß das schöne blühende Thüringen der Schauplatz dieser Gräuel werden sollte, ich hatte meine Möbels usw. schon im August abgeschickt, mein Haus war auf Martini vermiethet, alle Anstalten getroffen, jenes Gerede war nicht hinlänglich mich von meinem einmal gefaßten Entschluß, zu dessen Vollbringung alle Vorkehrungen getroffen waren, abzubringen. Die letzten Tage in Hamburg verstrichen mir sehr trübe, nicht allein die Trennung von meinem Sohne, den ich gut versorgt hatte, von manchem Freunde, von so vielem, was mir den Ort, in dem ich 13 Jahre zu Hause war, wehrt machte, engte mir das Herz ein, ach ich vergaß es beinahe über das Unglück meiner geliebtesten Hamburger Freundin, Madame Pistorius; mein schreckliches Unglück[2]) hatte mir diese Frau, die durch Muth, Güte und alle Eigenschaften einer guten Mutter, Gattin und Hausfrau die Ehre unseres Geschlechts ausmacht, sehr nahe gebracht, sie tröstete mich damals, jetzt sah ich sie im größten Jammer, ihr Mann hatte Vermögen und Ehre verloren, vor den Augen der Welt, die besten seiner Bekannten und Freunde schätzten ihn noch, er war unglücklich; unbesonnen, leichtsinnig vielleicht, doch hatte er keine Niederträchtigkeit begangen, aber das Gefühl der Schande ward zu viel für ihn, er ward fast ganz wahnsinnig, stürzte sich in einem Anfall von Wuth im Angesicht der ganzen Börse in's Wasser, ward gerettet, aber was litten die Seinen dabei. Überdies war alle Aussicht für ihre künftige Versorgung dadurch zerstört, man hatte ihm eine Assuranz-Compagnie versprochen, jetzt war daran nicht mehr zu denken. In diesem Hause brachte ich alle Stunden zu, die meine Geschäfte mir frei ließen, ich konnte nicht helfen, aber ich weinte mit den weinenden. —

Meine Reise hieher war angenehm, das Wetter himmlisch schön, meine angebohrne Heiterkeit kehrte wieder, und so traf ich begleitet von Adelen, Sophien und ihrem Mann, meinem Bedienten[3]), glücklich hier an. Ich trat erst im Gasthofe ab, meine Wohnung war noch nicht in Ordnung. Einige Tage nach mir traf der König, die Königin, der Herzog von Braunschweig, alle die Männer, zu denen Deutschland mit staunender Erwartung emporblickte, hier ein, eine große Armee versammelte sich in und um unsere kleine Stadt, alle Herzen hofften; wer konnte fürchten, wenn man einen Blick auf dieses glänzende Heer that, das von Muth beseelt schien. Denen Häuserbesitzenden ward die Einquartierung lästig, mich ergötzte der militairische Gang, ich freute mich so viele merkwürdige Menschen auf diesem kleinen Fleck, der der merkwürdigen Männer anderer Art schon so viele umschließt, versammelt zu sehen, ich freute mich des lebendigen Treibens rings umher, ach! ich war, wie ein Kind, das mit der Flamme spielt, die es verzehren wird.

Daß die Preußische Armee hier durch nach Erfurt zog, daß sie wenige Tage darauf wieder zurück kam, weil der Feind von der Seite hineingedrungen war, wissen Sie aus den Zeitungen, auch die unglückliche Affaire bei Saalfeld

---

[2]) Ihr Gatte, Heinrich Floris Schopenhauer, hatte bei einem Sturz aus einem Speicher im April 1805 den Tod gefunden.

[3]) Der Franzose Duguet.

und Rudolstädt, wo der schöne tapfere Prinz Louis ein Opfer seines zu großen Muthes ward, dieß Unglück machte große Sensation, der Feind war uns sehr nahe, täglich hörte man in der Nähe kanonieren; der Anblick der Geflohenen und Verwundeten bei Saalfeld preßte mir Thränen aus, es war nur ein Vorspiel von dem, was kommen sollte. Ich erfuhr d. 12ten, daß mein alter Freund von D(anzig) her, hier wäre; (:Sie wissen, wen ich meine[4]), ich mag jetzt, da den Posten noch nicht recht zu trauen ist, nicht seinen Namen schreiben; :) er kam den Abend zu mir, schien sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge und dem unbegreiflichen Zögern, denn alles blieb ruhig hier, es war ein Lager von Erfurt bis jenseits Weimar eine Meile weit aufgeschlagen es erstreckte sich bis in den Park; in der Stadt war der König, die Königin und das Hauptquartier; er sagte mir, daß Naumburg genommen, das dortige Magazin aufgebrannt wäre und man blieb ruhig hier, während der Feind unaufgehalten fortschritt, ich fragte ihn, ob ich fliehen sollte, er rieth mir zu bleiben, auch riethen mir alle, die in der kurzen Zeit meine Freunde geworden waren, meistens Männer von Erfahrung, Herr v. Goethe, Bertuch und viele andere das nämliche, in der That war es ein großes Wagstück, in dieser unruhigen Zeit zwischen großen Armeen zu reisen, es war fast unmöglich, Pferde zu bekommen, die Straßen waren nicht sicher, der einzige offene Weg war über Erfurt, Langensalza nach Magdeburg und wer konnte mir sagen, ob ich dort sicherer wäre. Niemand gieng fort von hier, außer die Großfürstin, ihr Rang und ihre leider sehr schwache Gesundheit machten diese Vorsicht nothwendig; ein Adjutant holte den G(eneral) von mir, nachdem er kaum eine halbe Stunde dagewesen war; man hörte wieder eine entfernte Kanonade, er mußte fort. Ich ließ den Abend noch meinen Paß beim Herzog von Braunschweig unterzeichnen, um auf jeden Fall fertig zu seyn und bat einige Freunde, nach Pferden auf den Nothfall für mich zu suchen.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich seit 3 Tagen den Gasthof verlaßen und mein Logis bezogen hatte, weil es mir dort zu unruhig ward, indem das Haus gepfropft voll Officiere war; ich wohne bei der Hofräthin Ludekus; einer der würdigsten, muthigsten Frauen, die mich jetzt wie ihre Tochter liebt, Mademoiselle Conta, die Schwester des ehemaligen Hofmeisters bei Herrn Muhl[5]) lebt mit ihr, Conta selbst war seit einigen Tagen von Dresden gekommen, da sein junger Prinz ebenfalls als Volontair zur Armee gegangen war, zu unserm Glück wohnte er ebenfalls hier im Hause, da sein Logis im Fürstenhause vom Gefolge der Königin eingenommen war, seinem Muthe, seiner kalten, besonenen Entschlossenheit habe ich unendlich viel zu danken, alles dieses sind Eigenschaften, die ich und vielleicht niemand bei früherer Bekanntschaft in ihm vermuthet hätte, aber auch dies ist eine schöne Seite des Unglücks, daß es uns die Menschen in ihrer wahren, oft sehr achtungswerthen

---

[4]) Gemeint ist der preußische General der Kavallerie, Graf v. Kalkreuth, der vorher mehrere Jahre Gouverneur der Stadt und Festung Danzig gewesen war.

[5]) Gemeint sind entweder der Ratsherr Friedrich Muhl in Danzig, gestorben 1797 oder dessen Sohn, der spätere Senator der Freien Stadt Danzig Abraham Ludwig Muhl.

Gestalt zeigt, ich habe in diesen Tagen sehr erfreuliche Erfahrungen dieser Art gemacht. Den 13ten Morgens gieng ich erst begleitet von Conta mit Adelen in's Lager; der neue Anblick, der schöne Park, das herrliche Wetter belebten mich wieder, alles schien dort in tiefer Ruhe, nur um die Suppe bekümmert; beim Zuhausegehen war die Straße voll Soldaten, eine eigne Bewegung unter ihnen, unzählige Officiere vor dem Hause des Königs, er selbst sprach aus den Fenstern mit ihnen, ich war froh, durch die Menge zu dringen und eilte in's Palais der verwittweten Herzogin, zu ihrer Hofdame Frau v. Göchhausen, die mich liebgewonnen hat, sie stellte mich gleich der verwittweten Herzogin vor, die mich äußerst freundlich empfing und bei sich niedersetzen ließ; verschiedene Officiere kamen und brachten beunruhigende Nachrichten, man hörte wieder in der Ferne kanonieren, das Lager, aus dem ich eben kam, ward abgebrochen, alles, alles machte sich marschfertig, die Königin war eben von der andern Seite abgereist, die Herzogin hat aber später meinem Rathe gefolgt, und ist, wie wir hoffen, gut durchgekommen, die Königin kam den andern Morgen hier wieder durch, da die Schlacht schon wüthete, was ferner aus ihr ward, wissen wir noch nicht. Daß die Schlacht so nahe war, daß sie vor unsern Thoren gefochten werden würde, ahndete noch niemand, alle glaubten, der Feind gienge auf Leipzig zu, dort würde der entscheidende Schlag fallen.

Ich eilte zu Hause, der G(eneral) war da gewesen, er hatte Sophien gesagt, er würde mich nicht mehr sehen können, er müßte fort, ich mögte aber ruhig seyn. Nach Mittag kam er doch noch selbst, er konnte nur eben Abschied nehmen, mir versichern, daß, wenn beide Herzoginnen hier blieben, ich auch ruhig seyn könnte, dann mußte er fort, ich sah ihn mit schwerem Herzen gehen, was sein Schicksal gewesen ist, weiß ich nicht. Die Stadt ward den Abend ganz leer, nur eine Menge Bagage-Wagen blieben zum Theil hier, zum Theil im Lager; ich schlief ruhig ein, ich wußte nicht, zu welchem Schrecken ich erwachen würde. Beim Erwachen hörte ich die Kanonen von ferne donnern, man wußte mit Gewißheit, daß bei Jena beide Armeen aufeinander gestoßen waren; welch ein Morgen war das?! Welch ein Tag folgte ihm! Nie werde ich den 14ten October vergessen. Die Herzogin Mutter ließ mir sagen, sie reise in einer Stunde nach Erfurt, wenn ich Pferde hätte, mögte ich ihr folgen, ich hatte keine und das war mein Glück, alle, die an diesem Tage flohen, haben mehr als wir Todesangst und Gefahren gelitten, die Herzogin ist mit 6 Pferden wohl durchgekommen, aber ihr Gefolge ist dem Feinde in die Hände gerathen und geplündert, das wäre mein Schicksal auch gewesen. Meine Hauswirthin, die Hofräthin Ludekus kam zu mir, wir gaben einander die Hand darauf, alles vereint zu tragen, im schlimmsten Fall Muth zu behalten und einander durch fruchtlose Klagen nicht zu entnerven, wir haben Wort gehalten, sogar meine arme kleine Adele hat keinen Laut des Schreckens hören laßen. Conta und sein jüngerer Bruder halfen meinen Leuten, unsere besten Sachen, Silberzeug, Wäsche, Spitzen, Uhren etc. an sichern Orten zu verstecken, zum Theil zu vergraben, mein Schmuck und was ich an Geld vorräthig hatte, wurde in meine und Sophiens Kleider genäht, wir ließen an hundert Bouteillen Wein aus dem Keller heraufholen, weil wir wußten, daß die französischen Soldaten zuerst

darnach fragen und es mißlich ist, ihnen den Weg zum Keller zu zeigen. Wir ließen Fleisch und Brodt kaufen, soviel wir bekommen konnten und kochen und braten, soviel wir konnten, sey's nun für Freunde oder Feinde.

In zwei Stunden waren wir mit der Sicherung unserer beßten Sachen in Ordnung; wir setzten uns in einen Kreis und machten Scharpie. Welche Stunden! Wie lang waren sie! immer donnerten die Kanonen, ich sah im Geiste, wie Hunderte jede Minute ihr Leben unter Qualen endeten, oder zu noch größeren Qualen auf dem Schlachtfelde lebend zerstümmelt liegen blieben. Es sind heute schon 14 Tage, und mein Herz zittert noch wenn ich mich in jene Zeit zurückversetze. Jetzt jagte eine gute Nachricht die andere, die Preußen hieß es siegten, um ein Uhr verkündigte man uns vollkommenen Sieg, eine Stunde später wußten wir, daß alles verloren war. Wir sahen die Bagage, Sachsen, Preußen, zu Fuß, zu Pferde, verwundet, mit Blut bedeckt, in wilder Unordnung durch die Stadt fliehen. Die Kanonen donnerten umher, zuletzt flogen Kugeln und Haubitzen über unser Haus; das Puffen der Kugeln, das Knattern, das Beben des Fußbodens, Fenster und Thüren klirrten, Sie können es sich nicht denken, meine liebe Cousine, aber ich weiß Ihr Herz leidet für Ihre arme Freundin. Gott gab mir in dem Augenblick unbegreifliche Ruhe, ich sah die Todesgefahr, aber sie schreckte mich nicht, ich nahm meine Adele in den Arm und hoffte Gott würde uns beide zugleich abrufen. Das arme kleine Mädchen zitterte, ihre Zähne hörte ich aneinander schlagen, wie im Fieberfrost; ich bat sie, ruhig zu seyn; sie sah, das ich es war und wurde es auch; die Kugeln und Haubitzen flogen wenige Schritte von uns in die Erde und thaten keinen Schaden. Auch dies ging vorüber und hörten wir ein fürchterliches Feuer aus dem kleinen Gewehr in den Straßen, Gottlob nicht in der unsern, sondern näher am Markte, viele wurden noch in der Stadt getödtet und verwundet.

Endlich war der Kampf aus; wir bekamen gegen 6 Uhr 5 Husaren in's Quartier, sie waren etwas ungestüm, aber Sophie und Conta, die es übernommen hatten, für uns zu handeln und uns nur baten, oben ruhig zu bleiben, beschwichtigten sie. Wir hofften, uns jetzt nach allem dem Schrecken erholen zu können, da stieg eine gewaltige Flamme auf, man rief, das Schloß sey in Brand gesteckt, dieß war mit der schrecklichste Moment. Gottlob es war nicht so, aber in einer Straße dem Schloß gegenüber war Feuer angelegt, nur *ein* Windstoß und das Schloß und die Stadt waren verloren, aber Gott ließ das nicht zu, kein Lüftchen regte sich, das Feuer brannte zwei Nächte und anderthalb Tage, in der ersten Hälfte der Zeit löschte niemand, theils wagten sich die unglücklichen Weimaraner nicht aus ihren Häusern, theils wurden auch die, so den Muth dazu hatten, von den Franzosen mit Gewalt zurückgehalten, das Feuer brannte ungestört, und doch giengen nur fünf Häuser zu Grunde; Unser Haus lag fern von der Brandstätte; wir faßten wieder Muth; da erfuhren wir von Unglücklichen, die zu uns flüchteten, daß die Stadt zur Plünderung preis gegeben sey; 50 000 wilden aufgebrachten Menschen war die arme Stadt ausgeliefert, sie schlugen die Thüren ein; drangen in die Häuser unter dem Vorwande, Brodt und Wein zu fordern, mißhandelten die Bewoh-

ner, schreckten sie mit blutigen Säbeln und Bajonetten, nahmen Geld, Silber und was sich fortbringen ließ, zertrümmerten die Möbel und übten unzählige Gräuelthaten aus. Unser Haus liegt in der Esplanade, nahe am Mittelpunkt der Stadt, aber doch etwas seitwärts, diesem Umstande verdanken wir es, daß nicht zu große Truppen auf uns losdrangen, mitten in der Stadt sind 50 mit einem Male in die Häuser gedrungen, zu uns kamen 10 bis 12 mit einem Male, von unsern Husaren war einer Sophiens Lands-Mann, dieser versprach, sich unserer anzunehmen, und bat uns, kein Licht sehen zu lassen. Sophie und Conta giengen herunter, so wie man anklopfte, machten sie die Fenster auf, ihre Fertigkeit in der französischen Sprache, ihre Kenntnis der Nation, und ihre ruhige Faßung machte die Wilden zahm, sie ließen sich Brodt und Wein zum Fenster heraus reichen, tranken Sophiens und Contas Gesundheit, die sie für Mann und Frau hielten und die ihnen Bescheid thun mußten, und so zogen sie friedlich wieder ab, diese Scenen kehrten aber oft wieder und wie uns dabei zu Muthe war, können Sie sich denken. Ein großer Trupp drang doch in's Haus, aber auch diese wußten unsre beiden Beschützer zu beredn, daß sie sich friedlich auf den Vorplatz lagerten und mit Essen und Trinken vorlieb nahmen, und friedlich giengen, ohne in die untern Zimmer zu dringen, die die Meinigen sind und die ich eben recht hübsch dekoriert hatte.

So verging uns die Nacht leidlich, in der Stadt herrschte viel Jammer, viele Einwohner waren aus ihren Häusern geflüchtet, diesen ist alles genommen, nur die, welche Officiere von Rang im Hause hatten und die wenigen, die wie Conta und Sophie Kenntniß der Sprache und Nation mit Muth vereinigten, kamen leidlich durch, wenige sind aber so schonend behandelt, als wir. Den Morgen sollte die Infanterie abmarschieren, die Gräuel fingen von Neuem an, ich sah das Thorweg an unserm Hofe erbrechen, ich sah die Soldaten mit gefälltem Bajonett hereinstürzen, ich hörte eine zweite Thür, die einen Gang nach meinen Zimmern verschließt, einschlagen; Conta stand davor, die Bajonette auf seiner Brust; er sagte ihnen, ohne sich zu regen, das wäre doch keine Manier, in ein ordentliches Haus zu kommen, sie hätten ja nur klopfen dürfen, er wüßte, sie wollten Essen und Trinken, das wäre ganz billig, sie sollten's auch haben, aber solchen Lärm brauchten sie darum nicht zu machen. Sophie war mit dem Frühstück gleich zur Hand, und so gieng auch dies vorüber. Nun hörte ich von unserm guten Husaren, daß wir eine Sauvegarde haben könnten, wenn einer von uns mit dem Prinzen Murat spräche, das konnte nun niemand als ich, denn Conta war zum Schutze des Hauses nöthig, er und meine Sophie hatten diese Zeit wirklich Wunder gethan, beide eiferten miteinander in Muth und Geistesgegenwart, ich nahm den Husaren am Arm, Adelen an der Hand und so zog ich in's Schloß, zwischen Menschen, deren bloßer Anblick mir Schrecken machte, zwischen Todten und Verwundeten, die noch auf dem Markt lagen, zwischen den Spuren der schrecklichsten Verwüstung, im Angesicht der noch immer wüthenden Feuersbrunst, am Arm eines Menschen, dem ich mich bloß auf sein ehrliches Gesicht anvertraute, welch ein Gang!

Der Prinz ließ mich und niemand nicht vor, er war im Kabinet beschäftigt, ich eilte zu Hause, schrieb ihm, wer ich wäre, und warum ich ihn bitte, dabei schickte ich ihm meinen vom französischen Minister Bourienne in Hamburg unterzeichneten Paß; mein Husar brachte den Brief hin. Der Prinz sprach ihn selbst, ließ mir sagen, ich sollte ruhig seyn, die Unordnungen würden aufhören, als Fremde brauchte ich keine Sauvegarde, unterschrieb meinen Paß und einen Befehl an alle Civil- und Militair behörde mich zu schützen, in der Zeit kam ein Dragoner Officier in unser Haus, der uns noch verschiedene Anfälle mit bloßem Säbel abwehrte, dieser brave Mann mußte um Mittag wieder fort, verschaffte uns aber einen Commissaire de guerre vom General Berthier, der zwei Tage und Nächte bei uns blieb, und uns bei seiner Abreise wieder zwei Officiere brachte, die solange blieben, bis die Armee vorbei defiliert war, und die Ordnung zurückkehrte. In der Stadt währte indessen das Unwesen bis zum zweiten Tage nach der Schlacht, obgleich im geringeren Grade. Die Ordnung war schwer wiederherzustellen; die Offiziere und die Cavallerie (: nur die Infanterie plünderte :) thaten, was sie konnten, sie hieben wacker ein, einer der Räuber wurde auf der Straße von einem Officier niedergehauen, zwei wurden im Lager füsiliert. Aber die Armee reist ohne alles Gepäck, wüthend nach der Schlacht, hungrig und durstig stürzen sie auf uns, wie ergrimmte Tieger; nur die Gegenwart der großherzigen regierenden Herzogin hat uns von noch größerem Elend errettet, wäre auch sie, wie der Rest ihrer Familie entflohen, Stadt und Schloß wären an 4 Ecken angezündet; die Anstalten dazu waren schon getroffen. Des Kaisers erste Frage bei seiner Ankunft den Morgen nach jener Schreckensnacht war nach ihr; er hat sich länger mit ihr als je mit einer Fürstin unterhalten; Stadt und Land, selbst die Feinde sprechen mit Bewunderung von ihr und ihrem Muth.

Weimar ist wunderbar erhalten, überall war Feuer von den Räubern angelgt, überall lag zerstreutes Pulver, überall standen zum Theil zerbrochene Pulverwagen, die die fliehenden Preußen zurückließen. Nach jenem Schrecken kamen sehr traurige Tage, alle unsre Bekannten versammelten sich nach und nach um uns, fast jeder war unglücklich, dumpfer Schrecken herrschte überall, der Jammer der Bewohner des flachen Landes ist unbeschreiblich, der schöne Park ist sehr verwüstet, die prächtigsten Bäume gefällt, Jena, Halle, Naumburg, Saalfeld, alle Städte und Dörfer, durch welche die Eroberer zogen, haben gelitten, wie wir; nur Rudolstadt ist durch die Gegenwart seines Fürsten gerettet. Welch ein Krieg! meine theure Cousine und welche Art ihn zu führen, aber das ist der Weg des Siegers über rauchende Brandstätten, begleitet von Mord und Raub. Behüte Gott nur mein schönes friedliches Danzig.

Die siegende Armee zog weiter, wir behielten einen Kommandanten und eine kleine Garnison zu unserm Schutze, auch unsere Bürger patrouilliren die Nächte durch; Ruhe und Ordnung kehrten wieder, der erste Schrecken ist vorüber, die Spuren der Verwüstung verschwinden allgemach, und wir fangen an, bessere Zeiten zu hoffen. Das Land umher leidet noch immer, französische und preußische Marodeurs haben sich brüderlich vereint und richten in den Dörfern

und auf den Landstraßen viel Unheil an, aber General Clarke, der Comandant von Erfurt hat Chasseurs ausgeschickt, die uns bald von diesen Unholden befreien werden. Die ersten 8—10 Tage gieng niemand ruhig ausgekleidet zu Bette, das geringste Geräusch bei Nacht und bei Tage setzte uns in Schrecken. Gottlob! auch dies ist vorüber; wir fangen an, an unsere Sicherheit zu glauben. An dem unglücklichen 14ten wurden 2 wüthende Schlachten gefochten, eine 3 Meilen von hier bei Auerstädt, wo der König war, die andere bei Jena, zuletzt dicht vor und in Weimar, wobei Napoleon war; beide Armeen waren von den Franzosen abgeschnitten, die Preußen fochten nach der Aussage der Feinde, wie Löwen, aber ihre Niederlage war allgemein, ihre Flucht zuletzt entsetzlich, täglich kommen hier eroberte Kanonen, Pontons und Gefangene durch. Die Wege sind noch mit weggeworfenen Gewehren, Tornistern etc. besät. Vor wenigen Tagen waren sie es noch mit Todten, bis in unsere Stadt, wir fürchteten böse Krankheiten, besonders da alle Verwundeten beinahe hieher geschleppt wurden; ihre Anzahl war ungeheuer, ich will Ihr Herz nicht mit der Beschreibung des Jammers, den ich sah, quälen, aber keine Phantasie kann hier die Wahrheit erreichen.

O liebe Cousine, in welcher Welt leben wir! Die Luft, die wir athmen, besteht aus Seufzern. Ich that was ich konnte, mir selbst Erleichterung zu verschaffen, ich schickte Thee, Wein, Suppe, altes Leinen, was ich konnte, in's Lazareth, ich konnte nur wenige von der ungeheuren Zahl erquicken, meine Sophie that mehr, als ich. Sie hatte den Muth, selbst hinzugehn, denn wir wußten, der unmenschliche Inspecktor ließ die Armen absichtlich darben. Ich kollektirte bei meinen Freunden, dies gab mir Kraft. Hätte ich mich nicht so in Thätigkeit gesetzt, ich wäre über dem Elende zu Grunde gegangen. Jetzt sind die Verwundeten fast alle fortgeschafft, denken Sie sich, was ich empfand, wenn ich die Wagen des Nachts unser Haus vorbeirasseln hörte und das Jammern der Leidenden. Doch dies hat uns vielleicht vor der schrecklichsten aller Plagen, der Pest bewahrt, die Todten sind größten Theils in mit Kalk ausgefüllten Gruben beerdigt und werden es noch. Auch von dieser Seite sind wir jetzt ruhig. Ich hoffe, meine Lage wird in Zukunft angenehm werden, man hat mich in wenigen Tagen besser kennen gelern und lieber gewonnen, als sonst in Jahren geschehen wäre; an Vergnügen ist noch nicht zu denken, aber alle Abende versammeln sich meine Bekannte um meinen Theetisch, die besten Köpfe aus Weimar verschönen bisweilen diesen kleinen Zirkel; der Abend vergeht, wir klagen und trösten einander wechselweise, und hoffen auf bessere Zeiten. Ich bitte nicht um Verzeihung wegen diesen ungeheuer langen Brief; ich hoffe, er wird Interesse genug für Sie haben, um Sie für die Mühe des Lesens zu entschädigen; theilen Sie ihn meinen Freunden mit, die nach meinem Schicksal fragen, denn ich kann diese lange Geschichte nicht oft erzählen. Wollen Sie mich mit einer Antwort erfreuen, so bitte ich Sie fürs erste an Arthur bei Herrn J. M. Jenisch in Hamburg[6]) zu addressiren, denn die Post über Berlin geht noch nicht, haben Sie die Güte, diese Adresse auch

[6]) Arthur Schopenhauer befand sich seit Neujahr 1805 bei dem Senator J. M. Jenisch in der kaufmännischen Lehre.

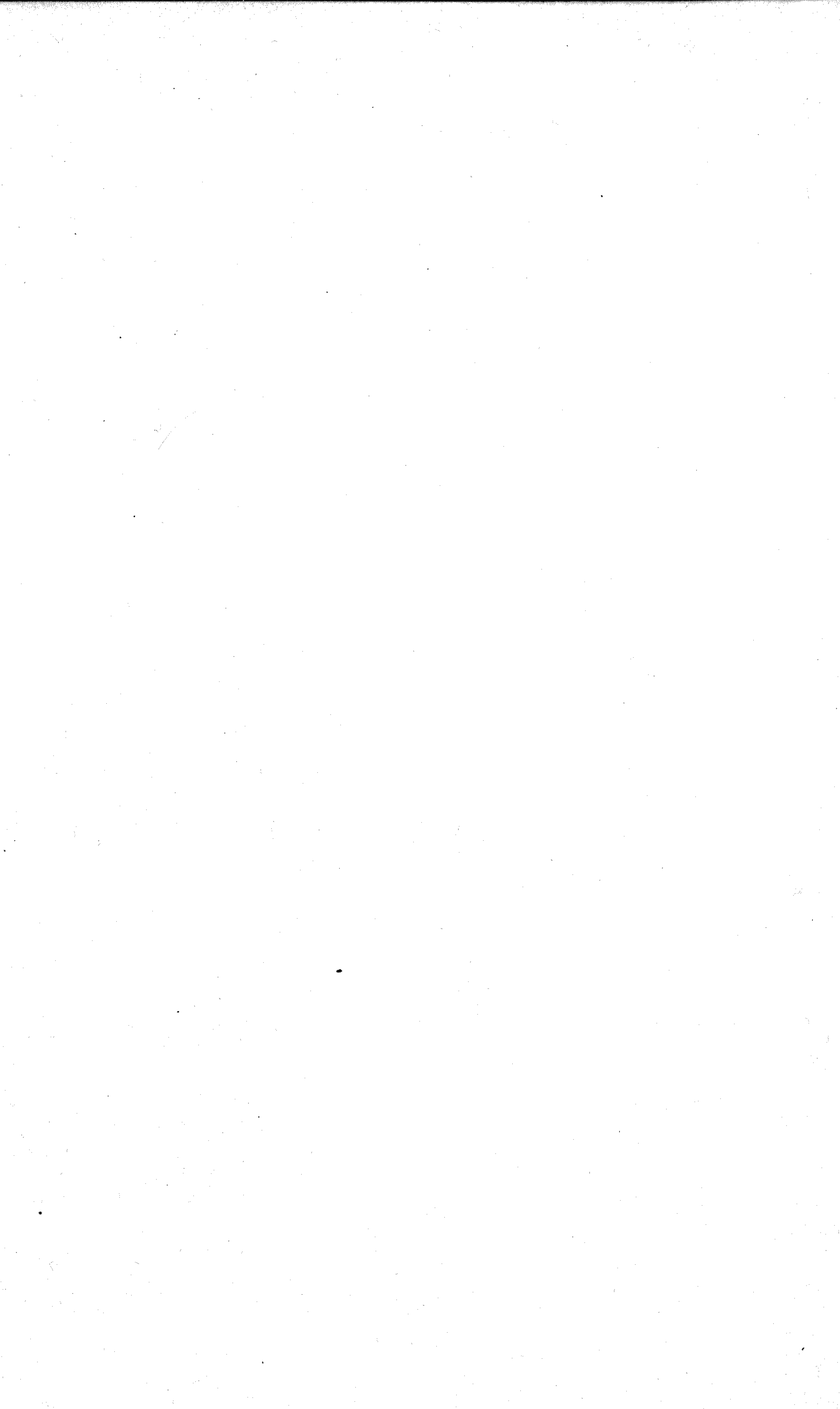
an Tietz[7]) und Herrn Kabrun[8]) zu geben. Leben Sie wohl, liebe Cousine, erhalten Sie mir Ihre Liebe, tausend Grüße Ihrer Familie und Ihrem Gemahl. Gott behüte Sie vor meinen Erfahrungen, müßen Sie sie aber je machen, so führe er Sie so glücklich hindurch als

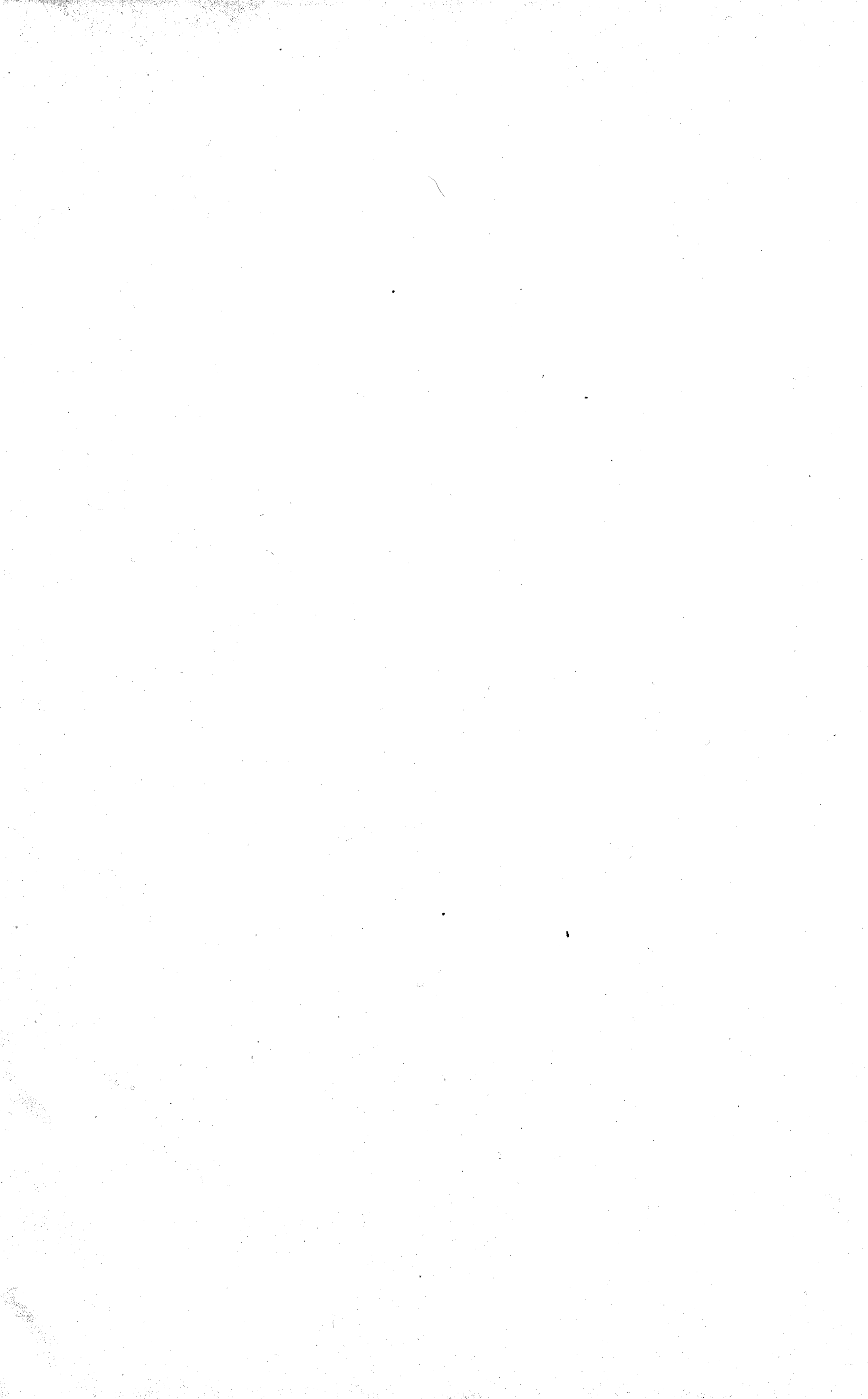
Ihre Ihnen ganz ergebene Cousine

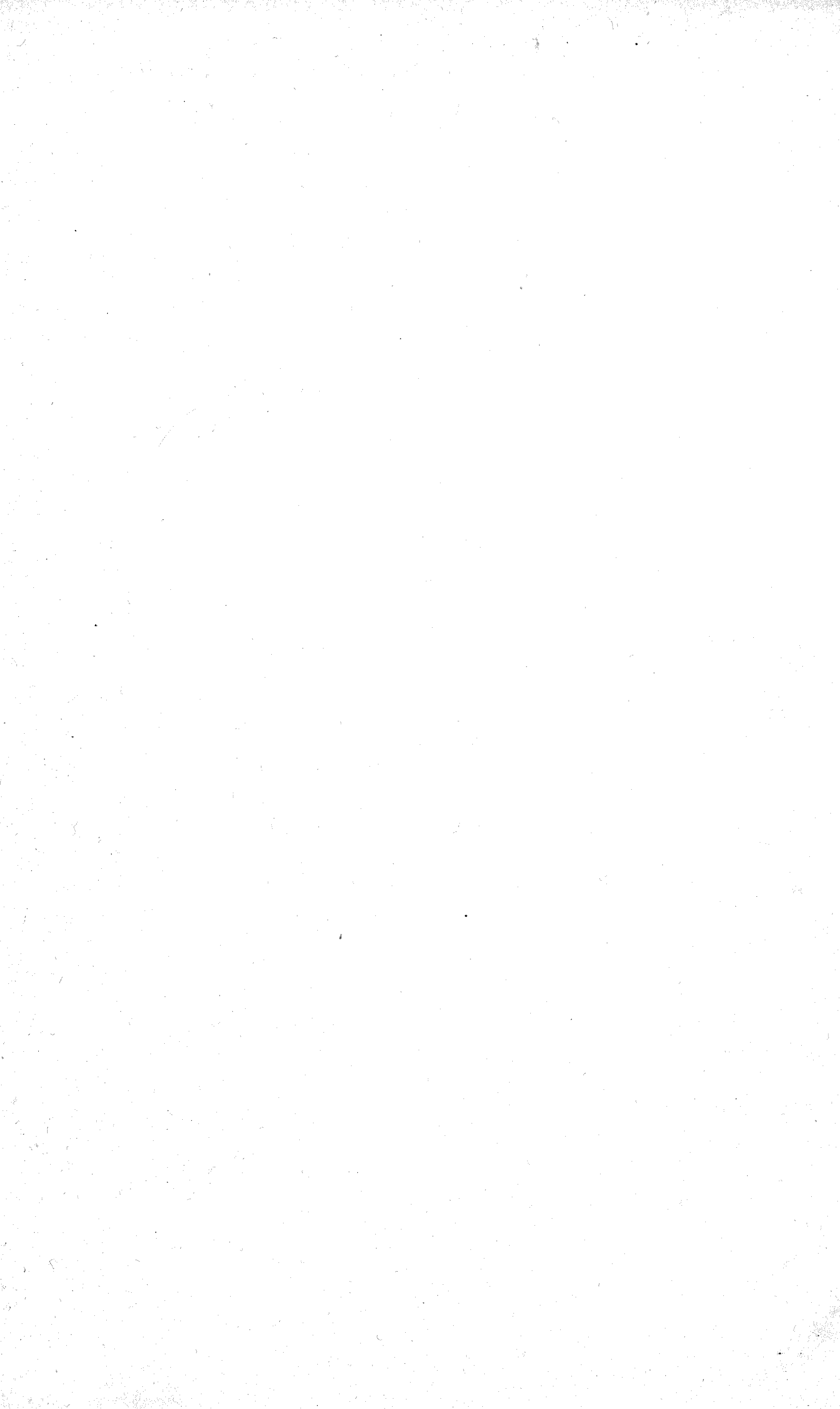
Johanna Schopenhauer.

[7]) Ein Neffe der Johanna Schopenhauer.
[8]) Jakob K., angesehener Kaufmann in Danzig, Stifter der Gemäldegalerie des Stadtmuseums.











Veröffentlichungen des Westpreußischen Geschichtsvereins.

Pommerellisches Urkundenbuch. Herausgegeben von dem Westpr. Geschichtsverein. Bearbeitet von Dr. M. Perlbach.

I. Abteilung. 4°	1881.	G 14,50
II. Abteilung. 4°	1882.	G 15,50

Neues preußisches Urkundenbuch. Westpreußischer Teil. Herausgegeben von dem Westpreußischen Geschichtsverein. 2. Abteilung. Urkunden der Bistümer, Kirchen und Klöster. 1. Band. Urkundenbuch des Bistums Kulm. 1243—1774. Bearbeitet von Dr. C. P. Woelky. Heft 1—4. gr. 4° . . . . G 54,—

1. Urkunden 1—357	1884.	G 12,—
2. Urkunden 358—641	1885.	G 12,—
3. Urkunden 642—964	1885.	G 12,—
4. Urkunden 965—1237	1887.	G 18,—

Akten der Ständetage Preußens kgl. Anteils. Herausgegeben von Dr. Franz Thunert. Bd. I. Lfg. 1—3.

1. 1466—1471	1888.	G 6,—
2. 1472—1479	1895.	G 7,50
3. 1466—1479	1896.	G 2,—

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. Herausgegeben vom Westpreußischen Geschichtsverein.

I. Lengnich, Gottfried: Jus publicum civitatis Gedanensis oder Der Stadt Danzig Verfassung und Rechte. Nach der Originalhandschrift des Danziger Stadtarchivs herausgegeben von O. Günther	1900.	G 10,—
II. Maercker, H. Geschichte der ländlichen Ortschaften und der 3 kleineren Städte des Kreises Thorn in seiner früheren Ausdehnung vor der Abzweigung des Kreises Briesen im Jahre 1888	1899—1900.	G 17,—
III. Simson, P. Geschichte der Danziger Willkür	1904.	G 6,—
IV. Kaufmann, J. Geschichte der Stadt Deutsch-Eylau	1905.	G 6,—
V. Perlbach, M. Das Totenbuch des Prämonstratenserinnen-Klosters Zuckau bei Danzig	1906.	G 6,—
VI. Panske, P. Urkunden der Komturei Tuchel	1911.	G 6,—
VII. Stephan, W. Die Straßennamen Danzigs	1911.	vergriffen
VIII. Foltz, M. Geschichte des Danziger Stadthaushalts	1912.	G 15,—
IX. Krollmann, C. Landwehrbriefe 1813	1913.	G 8,50
X. Panske, P. Handfesten der Komturei Schlochau	1921.	G 7,50
XI. Studien zur westpreußischen Gütergeschichte		
1. Muhl, J.: Geschichte der Domäne Sobbowitz	1926.	G 3,—
2. Muhl, J.: Geschichte des Gutes Wartsch	1926.	G 3,—
XII. Rink, J.: Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei	1926.	G 8,50
XIII. Kloß, E. Das Bürgerbuch der Stadt Konitz von 1550—1850	1927.	G 5,—

Sonderveröffentlichungen:

Das Weichsel-Nogat-Delta	1924.	geb.	G 26,—
		ungeb.	G 22,—
Die Kunst im Deutschordenslande Preußen in Bilderreihen. I. II. (je 10 Ansichtskarten)		je	G 2,—

Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins.

Jg. 1—26	1902 ff.	à Jg.	G 6,50

Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins. (Erscheint in zwanglosen Heften.) Heft 1—66 (z. Teil vergriffen). 1880 ff.
(Preis des Heftes je nach Umfang). . . . . . G 3,— bis 10,—

Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Paul Rosenberg), Danzig.